

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 95 (1975)

Artikel: Aus der Geschichte des Katzenrütihofes
Autor: Guyer, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985242>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Katzenrütibofhaus heute

Aus der Geschichte des Katzenrütihofes

Bei der Abfassung meines Buches «Kleinjogg der Zürcherbauer» (Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach ZH, 1972) war mir wohl bekannt, dass der Katzenrütihof in der Landwirtschafts- und zugleich in der Naturschutzzone liegt. Aber ich wusste nicht, dass das *Wohnhaus* mit den Ökonomiegebäuden weder unter der Obhut der Denkmalpflege noch unter derjenigen des Heimatschutzes steht. Dieser seltsamen Tatsache wurde ich erst gewahr, als ich den vorliegenden Artikel über die Geschichte des Katzenrütihofes schon fast vollendet hatte. Nach den vielen Gängen in die Katzenrüti ist mir aber klar geworden, dass man das alte Bauernhaus, einen echten Ständerbau mit gewaltigem Walmdach und schönem angebautem Speicher, nicht einfach verkommen oder gar abbrechen lassen kann. Seine Bauart steht einzig da im Kanton Zürich, und seine Geschichte ist zu bedeutend, als dass so etwas geschehen dürfte.

Kleinjogg (Jakob Gujer, 1716–1785), von der Obrigkeit zu Zürich hergerufen, um den damals verlotterten grossen Hof zu sanieren, war zu jener Zeit (1769) schon ein bekannter Bauer in Wermatswil; durch das Buch des Stadtarztes Hans Caspar Hirzel «Die Wirtschaft eines philosophischen Bauers» (1761) wurde er berühmt und mit der Übersetzung ins Französische durch Hauptmann Rudolf Frey in Basel sogar weltbekannt; Übersetzungen in andere europäische Sprachen folgten rasch. Fritz Ernst konnte in seinem schönen Büchlein «Kleinjogg der Musterbauer» (1935) den Satz schreiben: «Es war also die unwiderstehliche Werbekraft dieser französischen Übersetzung Hirzels, was den Hof am Katzenssee zu einem andern Mekka machte, so wie es zu gleicher Zeit die französische Übersetzung Salomon Gessners gewesen ist, welche das Forsthaus im Sihlwald zu einem andern Medina erhob.» In das Haus Kleinjoggs und auf seine Güter kamen Fürsten, Dichter und Gelehrte, Leute allen Ranges, und sie wurden da bewirtet und in Feld und Stall geführt.

Das *Haus* steht noch, aber in schlechtem Zustand; es ist äusserst reparaturbedürftig. Der heutige Besitzer hat sich dicht daneben ein

neues gebaut, seine Mutter, die noch im Kleinjogghaus wohnte, ist jüngst gestorben. Tenne, Stall und Speicher werden weiterhin benutzt. Mit der Instandstellung dieses Zeugen alter Bauernhauskunst aber würde auch das Andenken Kleinjoggs, eines Pioniers der Landwirtschaft, gewürdigt, und auch dasjenige der Meier ginge nicht verloren, die den Hof mit einem Zweig ihrer Sippe heute noch bewirtschaften.

I. Die Meyer auf dem Hof

Die Geschichte des Katzenrüthofes reicht weit zurück. Vom Ende des 15. Jahrhunderts an wurde er durch eine Geschlechterfolge verwaltet, die sich bis zum Antritt Kleinjoggs unverändert Meyer (später Meier) nannte. Material zu dieser Sippe hat in rühmenswert fleissiger und umsichtiger Weise E. C. *Meier*, Architekt in Kloten, gesammelt und mir freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Seine Nachforschungen reichen bis zu der Zeit, da Kleinjogg und seine Nachkommen den Hof innehatten (1769–1823). – Hinweise zur Geschichte der Katzenrüti, besonders im Zusammenhang mit derjenigen der Gesamtgemeinde *Rümlang* seit 1829, verdanke ich dem umfangreichen Privatarchiv des Herrn *Von Ow*. Er beruft sich seinerseits öfters auf die Nachforschungen von a. Lehrer Albert *Waldvogel* (erschieden im «Mitteilungsblatt von Rümlang»). – Natürlich wurde auch das *Zürcher Staatsarchiv* konsultiert.

Der Katzenrüthof liegt zwischen den Dörfern Rümlang und Affoltern ZH; er gehört zur Gemeinde Rümlang, liegt aber selber im Furttal. Der Höhenzug zwischen Rümlang und Affoltern stellt den Ausläufer einer Endmoräne des Linthgletschers dar und hat die Glatt vom Furttal abgedrängt. Die beiden Katzensseen schicken ihren Abfluss durchs Furttal abwärts und bei Killwangen in die Limmat. Der Katzenbach aber, an welchen der Katzenrüthof grenzt, besitzt seine eigene Quelle aus Grundwasser, fliesst nördlich um den erwähnten Höhenzug herum und mündet bei der Kläranlage gegenüber Auholz in die Glatt.

Am sanft abfallenden Hang gegen den Katzenbach zu, etwa 600 m östlich vom Kleinen Katensee, erstreckt sich die Katzenrüti über sonniges, für die Landwirtschaft ausgezeichnet geeignetes Gelände. Das Gut des heutigen Katzenrüthofes zieht sich jetzt noch bis zum Katzenbach hinunter. Zu Kleinjoggs Zeiten reichte es freilich bis zum Wald gegen Rümlang hinauf und war überhaupt viel grösser als heute.

Wir zeichnen nun einige Daten zur einst geschlossenen grossen Katzenrüti *vor* der Reformation auf.

Das «Habsburgische Urbar» erwähnt, dass um 1306 zu Katzenrüti österreichische «Ussidelinger» (Ausgesiedelte) leben. Das «Urkundenbuch von Stadt und Landschaft Zürich» bringt unter dem Datum des 16. Februars 1333 die Nachricht, dass Elisabeth von Matzingen als Äbtissin des Fraumünsters in Zürich eine Wiese zu Reckenholz dem Kloster Selnau verleiht, dass nämlich «Heinrich der *Keller* von Rümlang sin wisen, die man nennet ze Rekenholz und einhalb stosset an den Hof ze Rekenholz, anderthalb ze Katzenrüti an den Hof», aufgeben muss. Äbtissin Elisabeth lebt damals schon in Schwierigkeiten mit Bürgermeister Rudolf Brun, der mit seiner eigentlichen Herrin nicht gerade zimperlich verfährt. Er ist es denn auch, der mit den Gütern der geistlichen Herrschaften jenen Prozess einleitet, der dann mit der Säkularisation der Reformation seine Vollendung findet.

Zwischen 1387 und 1391 kann dann eine Meyerin von Katzenrüti (laut den Steuerbüchern von Stadt und Landschaft Zürich) an Stelle des Zehnten *Geld* abliefern. Nach der gleichen Quelle sollen im Jahr 1401 die Edelleute von Breitenlandenberg einen Teil des Katzenrütihofes als Eigentum besessen haben.

1410 nehmen die «sturer» (Steuerbeamte des Münsterhofes in Zürich) Heinrich Suter, Jacob Obrist und Rudolf Bosshart von einer Elsi von Katzenrüti die Steuern in Empfang.

Nach einem «Wiederlösungsbrief» aus dem Jahr 1435 bewilligt «Rudolf Bossharts selig Witwe aus Zürich *Heinrich Obrist*, Burger allda, die ihme auf seinen Hof, genannt Katzenrüthi, geliehenen 200 Rheinisch Pfund, wieder zu lösen».

Der interessanteste Besitzer des Hofes vor der Reformation ist aber doch wohl ein anderer Mann. Die «Dokumente zur Geschichte des Bürgermeisters Hans Waldmann» von Ernst Gagliardi bringen folgenden Eintrag (Bd. I, No. 167, Kauf des Katzenrütihofes, 6. Juli 1487):

«Jacob von Rappenstein, genant Möttely, zu Pfyn, (urkundet, dass er) dem strengen und vesten herr Hannsen Waldmann von Tübelsteyn, ritter, der zit alt burgermeister Zürich, (seinen) hof zuo Katzenrüty, gilt ietz 50 müt kernen, 5 malter haber, huener und eyer... (um 1470 rh. Gulden verkauft hat).»

Diese Episode ist auch deshalb von Interesse, weil in der Hinterlassenschaft Waldmanns erstmals die *Meyer* erwähnt sind, die von jetzt an während fast dreihundert Jahren den Hof bewirtschaften. In den Inventaren über diese Hinterlassenschaft (Dokumente Gagliardi, Bd. II, S. 281) steht u.a.: «*Item Beringer Meiger von Katzenrüty sol 38 müt kernen.*»

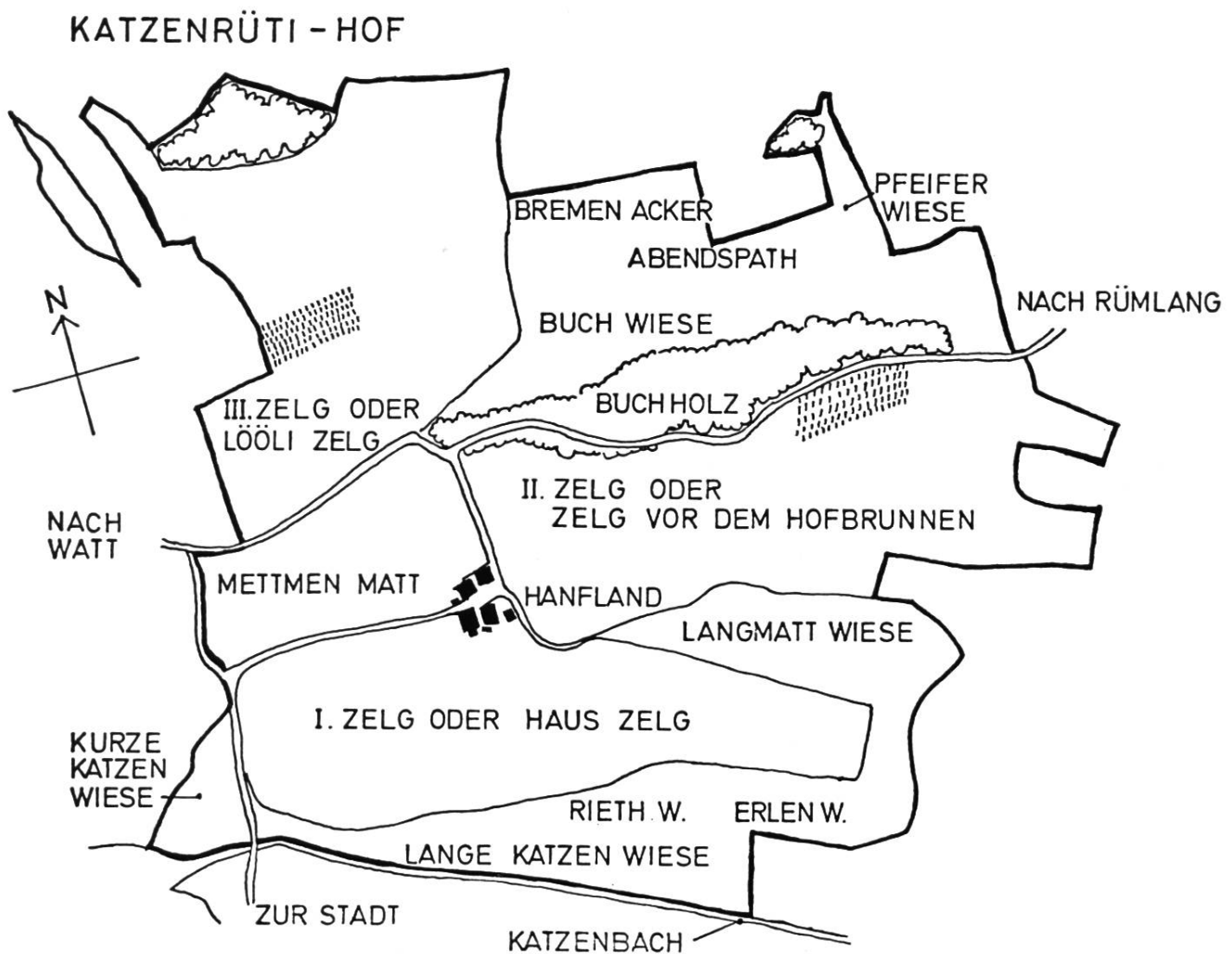
Ende des 15. und anfangs des 16. Jahrhunderts also beginnt eine neue Ära für den Katzenrütihof; die Meyer bebauen nun den Hof als Handlehen des Kornamtes in Zürich, das den Hof wohl aus der Hinterlassenschaft des enthaupteten Bürgermeisters übernommen hat.

Der Lehenrevers von 1565 für den Katzenrütihof, den wir zur Darstellung der neuen Situation herbeiziehen, weist mehrere Eigentümlichkeiten auf. Erstens vernimmt man die Grösse der Felder genau, dann wird von einem «neuwen huss» gesprochen, und schliesslich weiss man auch, wo die damaligen Landstrassen durchführen. – Zuerst die Felder: Wohl sind sie im Lehenrevers angegeben, aber wir besitzen keinen Plan aus dieser Zeit, der alles veranschaulichen könnte. Es gibt immerhin einen «Geometrischen Grundriss des Katzenrütihofes». Er wurde 1815 «aus Auftrag des Hochlöblichen Domänendepartementes durch C. Obrist von Zollikon» aufgenommen, liegt im Staatsarchiv Zürich und gilt im grossen ganzen auch für die frühen Flurbezeichnungen von 1565. Wir haben nach diesem Plan eine Skizze angefertigt (Abbildung S. 5). Von den aufgezeichneten Gütern sind 1565 schon vorhanden:

Parzellen		Fläche	Fluren
Wiesen, Weiden	8	24 Mannwerk	Buechwies, Mettmennatt, lange und kurze Katzenwies, Erlenwies, Langmatt, Bühlwiesen
Getreide	8	122 Jucharten	Zelg unter dem Haus Zelg vor dem Brunnen Zelg an der Halden (Löli, ob den Buechwiesen, Sandacker, Bordacker)
Wald	2	12 Jucharten	Gunzwil
Hanfpünt	1	1 Juchart	
Baumgarten			

Das gesamte Areal ohne die Gebäulichkeiten umfasst also 159 Jucharten. Bis 1769, d.h. bis zur Übernahme durch Kleinjogg, wächst es auf 231 Jucharten und nimmt dann bis 1815, d.h. bis zur Anfertigung des erwähnten «Geometrischen Grundrisses», da Kleinjoggs Sohn Caspar den Hof führt, nochmals um 9 Jucharten zu. Die Zunahmen innert etwa 200 Jahren werden durch Tausch mit Nachbargütern und durch Zukauf bewerkstelligt.

Die Wiesen, einschliesslich Weiden, machen etwa einen Fünftel des Ackerfeldes aus, also eher wenig. Kleinjogg bringt sie dann auf dreiviertel hinauf, was fast dem heutigen Verhältnis entspricht, wo doch



Katzenrütihof nach einem Plan von 1815

die Milchwirtschaft dem Ackerbau den Vorrang abgelaufen hat. Aber Kleinjogg braucht eben für die Stallfütterung und die Zubereitung von Trockenmist, Kompost und Gülle viel Gras, um seine Güter richtig düngen zu können; zudem hat er die Weiden gänzlich abgeschafft.

Das Ackerfeld zerfällt seit urdenklichen Zeiten in die drei Zelgen und untersteht auch auf dem geschlossenen Hof noch dem Flurzwang. Die erste Zelg trägt Wintergetreide mit Korn (Spelt, Dinkel) und Weizen; im nächsten Jahr dient sie als Sommerzelg mit Roggen, Hafer, Gerste und Hackfrüchten (später Kartoffeln neben Rüben), und im dritten Jahr liegt sie brach. Die Schweine finden ihre Nahrung in den zahlreichen Eichen- und Buchenwäldern, wohin übrigens auch das Grossvieh zur Nahrungssuche noch getrieben wird.

Interessant sind die Angaben des Lehenbriefes von 1765 über die *Landstrassen*. Die «Strass, so gegen unser Statt gat», zweigt, von Watt herkommend, ein gutes Stück vor dem Hofgut nach rechts gegen den Katzenbach ab, überquert ihn und führt dann über Affoltern nach Zürich. Heute schneidet sie das alte Hofgut mitten durch und bringt den ununterbrochen daherbrausenden Verkehr von Watt direkt nach Seebach und Rümlang. Vom Katzenrütihofhaus führt nur noch ein schmaler Fussweg durch das teilweise sumpfige Katzenbachgelände nach Affoltern hinüber, während direkt vom Hofhaus aus rückwärts in weitem Bogen zum Kleinen Katzenssee hinunter und dann nach Affoltern hinauf eine Strasse die Verbindung zum grossen Verkehrsstrang Regensdorf–Zürich herstellt. – Die einstige Strasse nach Rümlang aber (eher ein blosser Güterweg) geht oberhalb der Mettmennmatt durch die Felder und unter dem Buchholz durch (s. Skizze).

Auf das «*neuwe huss*», ein sogenanntes Dreisässenhaus mit Tenne, Stall und Speicher, werden wir wie gesagt später zurückkommen müssen; im Lehenbrief heisst es einfach: «1 Huss samt Schür, item noch zwei Schüren, Speicher und Schweinställ, 1 Baumgärtli und eine Hanfpünt, 1 Juchart gross».

Und nun einige Stellen aus dem Lehenbrief wörtlich:

«Wir Burgermeister und Rath der Statt Zürich thund kund mengklichem und bekennent offentlich mit dissem Brief, das wir mit rechter gutter zytlicher Vorbetrachtung durch unser gmeinen Rat bessern Nutzes und Frommen willen den erbaren unseren lieben getreüwen Ulyn und Grosshanns, den Meygern Gebrüdern, und Beringer Meyern, irs bruders Son, zu einem rechten Handlehen und inn Handlehens wyss geliehen und verliehen habent, mit Namen unsern Hof zu Katzenrüti, den ire Vordern nun ein lange Zyt ouch zu Handlehen besessen, hat namlich: Ein nüw Huss sampt der Schür daran, sodann noch zwo Schüren, Spycher und Schwynstäl. Desglych ein Boumgärtli und ein Hanfpünten, ungefar einer Jucharten gross, alles jnn einen Zun in diss Hof's gütern gelegen.»

Es folgen sämtliche Anstösser mit ihren Grundstücken und deren alte Namen aus der Zeit vor der Säkularisation, etwa den Klöstern Fraumünster, Oetenbach, Einsiedeln und Wettingen zugehörig, und manch andere private Leheninhaber, auch solche mit Erblehen, insgesamt etwa ihrer dreissig.

Die Vorschriften des Lehenbriefes sind mannigfaltig und streng:

«Die Meyer sollen zinsen jedes Jahr auf St. Martini 50 müet Kernen, fünf malter Haber und von wegen des Buws des neuwen Huses dryssig Pfund... Und besonders auch sollen si, die Meyeren, von obgeschriebnem Hus, Schüren und güttern nüzit verkauffen, vertuschen (vertauschen) noch

versezzen, sondern die Behusung sampt allem Gezimber, Grund und Grat und Ehli mit Tach und Gemach, auch Zünen, Gräben und alsdan andern nothdürftigen Dingen unwüstlich und unzergergunglich halten, und haben dann wir uns der Nebenbüwen, als Ställen, Spycher und derglychen, ohn die rechten Houptbuw, nützig zu beladen, sondern söllend sy das in iren eigenen Costen thun und ussrichten, als denn ire Vorderen auch zu thun schuldig gewesen. Und hienebent auch mit nämlichen Worten ab dem Hof weder Höw, Strau oder Buw (Mist) oder Holtz zu verkauffen als verschenken, sunder das Höw mit irem Veech verätzen und den Buw uf den Hofgüteren beliben lassen.»

Falls sich aber die Meyer nicht an die gegebenen Vorschriften halten,

«so mögen wir oder unsere Kornmeister sämtliche Hoff mit hievor gemeldten Stucken und Güteren zu jederzyt, wann wir wollen vom Ussgang der sechs Jahren, wiederum zu unseren Handen nämmen und sie Meyer darvon beurlauben.»

Uli Meyer als der älteste soll bei der Meisterschaft bleiben, und alle sollen sich miteinander und ihm gegenüber der Freundlichkeit und des Gehorsams erweisen, dass wir nicht

«Ursach gwinnen, sy von sollichem Lehen zu verlauben.»

Der Lehenbrief wird mit dem Siegel der Stadt versehen:

«Donnstags den fünfzechenden Tag Hornungs, nach der Geburt Christi gezelt fünfzechenhundert sechzig und fünf Jare.»

Die drei Lehenbauern geloben und versprechen für sich und ihre Erben,

«by unseren guten Trüwen an Eidts statt alles das, was obgeschribener Brieff usswysst, zu halten mit allem Inhalt, getrűwlich und ungefarlich.»

Man kann sich denken, welche Unmenge von Gesprächen und Verhandlungen beim Abtausch von Gütern, beim fast unbeschränkten Weiderecht für das Vieh, beim Ackern an den Grenzen der einzelnen Parzellen, bei Streitigkeiten und Hilfen mit Nachbarn wegen Flurwegen, Übertreten der Marksteine und sonst bei all den Plackereien, die sich unter Menschen ergeben – wieviel Ungemach also die sich folgenden Geschlechter der Meyer auf sich nehmen müssen. Leid und Freud, Erfolg und Misserfolg wechseln miteinander ab, und die Bearbeitung des ungleichen Bodens erfordert eine ständige grosse Inanspruchnahme, ganz abgesehen vom Druck der Abgaben und den Querelen beim Kauf und Verkauf von Vieh. Seuchenzüge wie Ruhr, Typhus und Pocken werden auch den Katzenrütihof heimgesucht haben; von einem Brand ist nirgends die Rede.

Die Katzenrütener Meyer scheinen, bei manchen guten Eigenschaften, nicht durchwegs das Wohlwollen der Obrigkeit genossen zu haben. Schon zur Zeit der Reformation wird, am 15. April 1528, von der Pfarrsynode in Zürich zu Protokoll gegeben, die Leute in der Katzenrüti seien «täufersch», was damals von der offiziellen Kirche und also auch vom Staat als eine Art Kapitalverbrechen angesehen wurde. Aber auch als, merkwürdigerweise erst 1671, der Katzenrüti-hof gesamthaft zur Obervogtei Rümlang kommt, wird als Grund für diesen Akt angegeben:

«Die Ursach zu dieser Erkenntnus war, weilen dieser Hof keinerley Vogtei einverleibet war und deswegen grosse Unfugen und Muthwillen ungestraft vorgingen.»

Überhaupt scheinen die Rümlanger ein etwas sonderliches Völklein gewesen zu sein. Wie man damals im Rafzerfeld aus eigens präparierten Roggenstrohhalmern kunstvolle Strohhüte anfertigt, so kaprizieren sich die Leute in Rümlang darauf, Wollstrümpfe für Männer anzufertigen, die dann im ganzen Gebiet des damaligen Kantons Zürich und darüber hinaus vertragen werden. Dabei bedienen sie sich einer eigenartigen Methode; «sie steckten ein Röhrlein, das sogenannte Stäckli, an der linken Hüfte in den Gurt. In das Röhrlein wird diejenige Stricknadel, von welcher die Maschen abgestrickt werden, fest eingesteckt. So hat die Arbeit einen festen Halt. Mit der rechten Hand wird gearbeitet, während die linke Hand müssig ist; sie tut nichts, als dass sie das Strickgarn durch die Finger gleiten lässt.» (A. Waldvogel). Die fertigen Strümpfe werden unten am Kirchbrunnen dekatiert und hierauf rot oder blau gefärbt. «Als die Eisenbahnlinie Zürich–Bülach am 1. Mai 1865 eröffnet wurde, ergötzten sich die Insassen des Eröffnungszuges am Anblick der längs des Bahndammes in langen Reihen sitzenden und strickenden Bauern.» (A. Waldvogel). Über solcher Arbeit, an welcher nicht nur die Frauen und Mädchen, sondern auch Burschen, Männer und Grossväter teilnahmen, werden besonders die entfernteren Feldstücke des ausgedehnten Rümlanger Gebietes vernachlässigt. Hans Caspar Hirzel entrüstet sich darüber wie der Bürgermeister Hans Conrad Heidegger, und Kleinjogg übernimmt lehenweise einige Jucharten der an seine Güter grenzenden Rümlanger Äcker und Wiesen, um durch seine landwirtschaftlichen Methoden ein gutes Beispiel zu geben. Der bekannt-berühmte Landschreiber in Rümlang, Joh. Jakob Wolf, lässt sich dadurch bestimmen, ein Haus ins Grenzgebiet zu stellen, aus dem

dann der Bärenbohlbetrieb entsteht, der um 1790 von Kleinjoggs zweitem Sohn übernommen wird.

Zur ungefähr gleichen Zeit, als die Meyer auf dem Katzenrütihof als «täufersch» angezeigt werden, wirft die Obrigkeit in Zürich den Dorfleuten von Rümlang vor, sie betrügen sich aufrührerisch und verweigerten die Fälle, Zehnten und Abgaben usw. (1532). Dies mag wiederum mit täuferischen Neigungen zusammenhängen, die damals im Zürcher Unterland gegen den Rhein hin stark verbreitet waren. Den Katzenrüti-Meyern wird aber gleichzeitig das Zeugnis ausgestellt, sie verwalteten ihren Hof in tüchtiger Weise. Sie nehmen später in der Gemeinde auch Ehrenämter ein.

Das Protokoll der Obervogtei Rümlang vom 15. Februar 1688 sagt z.B. aus:

«Uff Absterben Anthony Meyers, gewesenen Undervogts zu Rümlang, welcher der Liebe Gott zu seinen väterlichen Gnaden berüfft und abgefordert, haben beide meine Hochgeehrten Herren, Hr. Ratsher Diethelm Schmid und Ratsher Christoph Werdmüller als wohlverordnete HHr. Obervögt nacher Rümlang zu kohmen und zu einer ordentlichen Gemeindtsversammlung, nach altem bruch, 3 ehrbare und zu der Vogtstell tugentliche Männer zu einem Vorschlag hälffen erwehlen ... als:

Hanns Heinrich Meyer zu Katzenrüti	mit 25 Stimmen
Heinrich Widmer Seckelmeister	mit 12 Stimmen
und Hanns Heinrich Kauffmann	mit 12 Stimmen

Zum Untervogt wird dann Hans Heinrich Meyer gewählt, und bis 1747, also 55 Jahre lang, bleiben die Meyer ununterbrochen in diesem Amt oder in demjenigen des Weibels.

Rührend wirkt ein Testament, das ein «Caspar Meyer, Paur auf dem Katzenrütihof» für seine Frau Anna Pfänninger am 2. Juli 1705 aufsetzt:

«Nachdem Meister Caspar Meyer, derzeit Hauss-Vater auf dem Katzenrüter Hof in der Obervogtei Rümlang, in geistliche Betrachtung gezogen, sein allbereits ziemlich abgelebtes Alter und dabei die Eitelkeit und die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens, hat er sowoll aus tragender Sorgfalt als auch aus Christenlicher und ehlicher Pflicht nothwendig befunden, sein diesmaliges liebes und getrüwes Eheweib Anna Pfänningerin wegen ihm erzeugter ehlicher Liebe und Träuw zu betrachten und Ihr Verordnung zu thun, damit, so Gott der Herr Gewalt hat über Leben und Tod, ihn vor ihr werde sterben lassen, sie ihren ehrlichen Aufenthalt habe, und seine hinterlassenen Kinder und Angehörige wüssen mögen, wie sie sich verhalten sollen, damit sie könnind in Friden und Einigkeit noch fernaus den Segen Gottes mit einanderen geniessen.

Deshalben ist sein entlicher freier Will und Meinung, dass nach seinem Tod die Söhne und alle Hausgenossen sollen fridlich und einträchtig mit- und beieinanderen wohnen, wie Christen geziemt, auch diesem seinem

Eh-Weib als der Haus-Mutter in allen Dingen die Meisterschaft überlassen, nicht weniger als sie gehabt im Haus und Keller bei seinen Lebzeiten, da er in der Hoffnung lebe, sie werde sich dannzumalen wie bisharo als eine getreue Hausmutter verhalten, gut Sorg haben und allen Fleiss anwenden, dass alles werde in Ordnung gehalten. Deswegen sollen die Söhne und alle Hausgenossen Ihr gebührende Ehr, Lieb und Gehorsambe erzeigen, sie nirgends nit beleidigen in keiner Weis und Weg, oder suchen sie zu verkleinern oder zu verstossen.

Sollte es aber dazu kommen, welches Gott gnädig verhüte, dass sie einander oder Sie ihre Sach absonderlich zu haben verlangte oder was sonstens bei Zeit und Gelegenheit fürfallen möchte, dass sie einmal Ihr Wesen allein und abgesondert haben wöllt oder müsste, sie bleibe gleich im Haus oder es gefalle ihr anderswo zu wohnen, so hat er sich dessen gänzlich entschlossen und ist sein Will und Meinung, dass ihr jährlich und bis zu End Ihrer Weil, und so lang sie unverändert bleibt und sich nit anders verheuratet, ihr aus der Haushaltung ohn disputierlich solle gegeben und zugestellt werden:

an Kernen drei Mütt,
an Roggen vier Mütt,
an Wein zehn Saum, sogut als er wächst in
ihren eigenen Räben,
an Fleisch Schweinigs zwanzig Pfund,
Rindvieh zehn Pfund,
an Geld zehen Guldi,
dryssig Eier,
an gesottenen Rüben fünf und zwanzig Pfund,
Salz ein Halbviertel,
Breckkernen ein Halbviertel,
Erbsen ein Halbviertel,
an dürrem gutem Obst:
Birnenstückli zwei Viertel,
Birnen sechs Pfund.

Weillen sie aber im Hauss bleibt: Tach und Gemach, das Liecht, oder für das Liecht zwey Mass Oel. Wenn Sie sich aber verehelichte, sollen diese Leibding aufhören.

Demnach aber dem höchsten Gott sein Werk gänzlich allein bekannt, der einem jeden Menschen sein Leben bestimmt, in seinem ewigen Ratschluss uns aber unbekannt, welches unter diesen beiden Ehemenschen zuerst das Zeitliche verlassen müsse, so ist hingegen der Ehefrau Anna Pfänningerin Will und Meinung, dass es stets Gott gefallen möchte, sie zuerst abzufordern, dannzumahlen ihr hinterlassener Ehemann Caspar Meyer bis zu End seiner Weil, ihrenthalben jährlich zu geniessen habe von zweihundert Guldi den gebührenden Zins, welche ihre zwei Brüeder zu Stäpfen (Stäfa) als Schuldner auf Zill und Tag erlegen sollen.»

Wie damals aber anderseits mit Frauen auch umgegangen werden konnte, erweist folgende Verfügung des Obervogtes von Rümlang:

«Weilens sich der Barbara Meyer Katzen Rüthers Sohn von Nassenwyl beschwert, wie dass sein Mutter an einem Bein mit ein Blöckli angeschlos-

sen, da sie ihm auch könnte in der Ernd und sonst auch etwas verdienen, dass uss Mhh. des Rats Befehl, dass Ambt unter Vogt Vögeli trachte, der Barbara Meyer das Blöckli ab(auf)zuschliessen, in der Meinung, dass sie sich ehrlich halten, fleissig arbeiten und ordentlich in ihrem Hauss bleibe, widrigenfalls Ihro das Blöckli ohne Gnad wider solle angeschlossen werden. Das Blöckli aber solle der unter Vogt sambt dem Schlössli ordentlich behalten. Den 13ten Julli A^o 1742.»

Indessen geht nun für das Geschlecht der Meyer der Katzenrütihof verloren. Ein anderer muss kommen, um ihn zu sanieren, und erst nach 54 Jahren kehren sie als Erblehenbauern zurück.

Vorher aber werden die Verhältnisse auf der Katzenrütli genau untersucht. Im April 1765 muss der «Amtsknecht» Rudolf Dändliker auf hohen Befehl Bericht über die völlig verstörten Beziehungen der Hofinhaber einbringen, und sodann treffen die Herren Seckelmeister Orell, Obmann Escher, Kornmeister Gessner, Bergherr Scheuchzer und Amtmann Heidegger zum Augenschein ein.

Der Bericht Dändlikers lautet in den wichtigen Punkten so, dass

a) die Hauptgebäude alle gut, einiche der Tächer aber von Mies ganz grün und hin und wider die Ziegel mangelbar, die Windläden fast alle faul und die Tenntore verbesserungsbedürftig sind

b) der Wieswachs bis an 4 Mannwerch beheuet und geemdet werden könnt; in allem Wieswachs aber seyen zu dessen Nachteil und Schaden keine Gräben geöffnet

c) die Roggenzelg seye ungleich gesät, dass es fast ein zehnjähriges Kind besser könnte. In der Kornzelg seien 8 Jucharten anzusäen so versäumt worden, dass am 17. Jenner der Samen nur ein wenig aus der Erden hervorgereicht, auch seyen zum Nachtheil dieser beiden Zelgen versessene Bollen wahrzunehmen

d) die Hanfpünt, deren zur Erhaltung einer so grossen Haushaltung sehr nützlich wäre, nicht in Ordnung ist

e) die Reben nicht ergänzt und wie Wiesen aussehend

f) das Holz nicht überholt, sondern in einem guten Zustand ist

g) in sämtlichen dieses Hofes so weitläufigen Gütterten in der Zeit von 4–6 Jahren nicht 10 junge Bäume, vill weniger einige Eichen, die zu den villen daselbstigen Bauten so nöthig wären, gepflanzt worden, da doch einige zu des Hofes Nutzen 100 Bäume und 50–60 Eichen gepflanzt werden könnten.

Namlicher abgestatteter Mund- und schriftlicher Bericht belehrte, dass dermahlen auf dem Hof sich befinden 23 Personen, nemlich

3 Personen, der dermalige Meister und seine Frau nebst einem Kind

2 Personen, 2 Söhne von Wilhelmen seligen

4 Personen, Caspar und Frau samt 2 Töchtern

8 Personen, der Engelländer und Frau samt 2 Söhnen und des Hans Heinrich 4 Töchtern

4 Personen, Kleinheini und Frau nebst 2 Söhnen

2 Personen, Christoffel und Frau

An Vieh befinden sich laut gleichem Bericht auf diesem Hofe:

5 Pferde und 1 Fühle

8 Stieren und Stierli

4 Kühe und 6 Stuk Schmalvieh, davon 4 Stuk 2jährig und 2 Stuk 1jährig

Nach diesem vernommenen Bericht wurde 2. erforderlich befunden, nach gegebener Anordnung die auf dem Hof befindlichen Männer mit des Meisters Bürgen vorzubescheiden und sämtliche gegen einander führenden Klagenden in näherem zu vernehmen; da sich dann so viel geäussert, dass der Meister Jacob Meyer sich ab aller Ungehorsam gegen seine Befehle, sonderheitlich aber über den Kleinheini und Engelländer dahin beklagt, dass selbige, ungeachtet sie gewusst, dass er einen Schuhmacher bestellt und der im Haus gewesen, dennoch einen Gerwer beredet, dass er ihm kein Leder habe zukommen lassen, worüber ihn der Kleinheini bey deswegen entstandenem Wortwechsel so geschlagen, dass er in Ohnmacht gefallen, und sie übrigens sich erfrecht, ohne dem Meister noch sonst jemandem etwas zu eröffnen, Stroh und 2 Schweine zu versilbern.

Die Gegenantwort war und zwaren

1. Caspar Meyer der Meister seye wenig bey Haus und wenn er daheim, befehle er nur zum Schaden des Hofes, exempli gratia bey nassem Wetter Garben aufzubinden, Heu aufzunehmen

2. Hans Ulrich Meyer der Engelländer der habe allzeit gefolget, die andern aber ihme nicht geholfen, musste übrigens sein Weib und seine Kinder aus dem Seinigen bekleiden.

3. Christoph, er seye Fuhrmann und viel auf der Strasse

4. Der alte Meister Kleinheiri fände gut, uunderm Titel einer Unpässlichkeit zu Haus zu bleiben.

Beide Bürgen, Katzensseefischer Wirz und Huebenweibel Eberhard, erklagten sich darüber, dass, obgleich sie wiederholter Malen diesere Leut zu Fried, Einigkeit, Arbeit und christlicher Aufführung angemahnt, auch darüber eines Herrn Kornmeister Gessners Hilfshand ausgebeten, nicht nur nichts Gutes ausrichten mögen, sondern mit wüsten Worten übergossen worden...

Übrigens war sowohl der Bürgen als der Lehenleute einmütiger Wunsch und Geschrey, dass man den ganzen Hof in 3 Teile zu vertheilen geruhen möchte.

Dazu kommt es dann nicht, aber die Verhältnisse werden unhaltbar, die Streitigkeiten heftiger, die feindselige Haltung der Hofleute versteift sich; Vieh muss verkauft werden, die Schulden häufen sich, und schliesslich muss *Kleinjogg* aus Wermatswil hergerufen werden, um von 1769 an den Hof zu bewirtschaften und zu sanieren. Das Schicksal der Familie Meyer können wir hier bis zu ihrem Wiederautritt mit einem ihrer Zweige im Jahre 1829 nicht weiter verfolgen.

II. Kleinjogg auf der Katzenrüti

a) *Agrarstaat und Industriegesellschaft*

1769 wird also *Kleinjogg* Lehenbauer auf dem Katzenrütihof. Seine Karriere als Landwirt und Vertrauensmann der Naturforschenden Gesellschaft Zürich verdankt er seinem Wirken in seinem Heimatort Wermatswil-Uster. Getauft am 9. August 1716, wächst er in einer 17köpfigen Grossfamilie auf, deren Oberhaupt der Landrichter Caspar Gujer ist. Dessen beide Sohnsfamilien wohnen im gleichen Haus an der «Vordergass», d.h. dem zu Kirchuster gehörenden Teil Wermatswils, während die kleinere Hälfte des 120 Köpfe zählenden Dorfes kirchlich zu Pfäffikon gehört.

Kleinjogg, der zweite Jakob in der Familie, verliert mit acht Jahren den Vater, 51jährig, nachdem schon ein Jahr vorher, 1723, der Grossvater dahingegangen ist. Die Mutter muss den Haushalt weiterführen, bis auch sie 1732, im Alter von 50 Jahren, weggerafft wird. Kleinjogg ist zu diesem Zeitpunkt 16 Jahre alt, hat noch vier Brüder und zwei Schwestern, und die Frau seines Onkels Heinrich besorgt, nachdem auch dieser 1732 gestorben ist, bis zu ihrem Tod 1736 den Haushalt für beide Familien. Jakob, der älteste Bruder, erhält den Stammsitz, das «Neuhaus»; Hans, der zweite Bruder, einen weiteren Hof, und Kleinjogg muss mit seinem um ein Jahr älteren Bruder Felix den stark verschuldeten Hof zuoberst an der Vordergass übernehmen. Heinrich, der jüngste Bruder, geht in fremde Dienste und kehrt dann später zu Kleinjogg auf den Katzenrütihof zurück, um hier den kurzen Lebensabend zu verbringen.

Kleinjogg wird nach der Heirat mit Susanna Gujer 1742 bald das unbestrittene Oberhaupt beider Familien. Seine Frau schenkt ihm 8 Kinder, von denen bis 1762 zwei Mädchen und ein Knabe sterben; sein Bruder hat 6 Kinder, so dass die Doppelfamilie elf Kinder und vier Erwachsene zählt, insgesamt also 15 Personen. Mit eisernem Fleiss, konsequent, aber doch frohgemut von Kleinjogg geführt, bringen die beiden Familien den Hof auf die Höhe. Der Stadtarzt Hans Caspar Hirzel ist auf den tatkräftigen Mann aufmerksam geworden, gibt 1761 über ihn das etwa 160 Seiten zählende Buch «Die Wirtschaft eines philosophischen Bauers» heraus und führt ihn in die Naturforschende Gesellschaft in Zürich ein.

Es kann sich hier nicht darum handeln, Kleinjoggs Werden und Wirken in Wermatswil im einzelnen darzustellen; nur die wichtigsten Punkte davon und zugleich seine Hauptverdienste um die Land-

wirtschaft, ebenso die Stellung seiner Umgebung und seiner selbst in der damaligen Volkswirtschaft mögen in kürze zur Sprache kommen.

I. Es sind drei Fakten, die der um die Mitte des 18. Jahrhunderts darniederliegenden schweizerischen Landwirtschaft neue Impulse geben: einmal *Rousseau* mit seiner Idealisierung des Bauerntums im Gegensatz zur Zivilisation der Städte («les villes sont le gouffre de l'espèce humaine»), sodann *Hirzels* Buch über Kleinjogg und die damit einhergehende landwirtschaftliche Bewegung, wie sie von England her kommt, und endlich die sogenannte *physiokratische* Lehre. Sie wird bei uns im allgemeinen nicht beachtet, weil sie in der Schweiz praktisch wenig Fuss fassen konnte, aber eben doch ihre Wirkung tat. Darum packen wir die Sache um Kleinjogg einmal von diesem Zipfel aus an. Die Physiokratie ging von einem einfachen Bauernsohn aus der Ile de France aus, der vom Wundarzt bis zum volkswirtschaftlichen Berater Ludwigs XV. aufstieg und in einem kleinen Gemach des Schlosses zu Versailles seine Lehren entwickelte.

Herbert Lüthy hat 1959 *die Lehre dieses François Quesnay* dargestellt und in das ihr auch heute noch, oder heute gerade wieder, gebührende Licht gestellt¹. «Der Ruhm Quesnays und seiner Schule war ebenso gewaltig wie kurz; er hat, von einem diffusen Nachleuchten abgesehen, kaum mehr als 15 Jahre gedauert. In diesen anderthalb Jahrzehnten des siècle de Louis XV hat das *Tableau économique* und die ihm zugrunde liegende Vision der Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung das Denken der Wirtschaftspolitiker und Wirtschaftsreformer in Frankreich und weit über Frankreich hinaus beherrscht, um dann fast über Nacht in der Versenkung zu verschwinden.»

¹ Herbert Lüthy, *François Quesnay und die Idee der Volkswirtschaft*. In Kultur- und staatswissenschaftliche Schriften der Eidg. Techn. Hochschule. Heft 106, Zürich 1959.

Zu Quesnay als Hauptwerke: die Bücher von Oncken, Weulerrse, Schelle, Pezzet, Wolters, Sée. Gesamtausgabe der Werke Quesnays vom Institut National d'Etudes Démographiques (INED), Paris 1958, herausgegeben.

Die einzige mir bekannte zeitgenössische *schweizerische* Darstellung der Ideen Quesnays hat *Isaak Iselin* in Basel unter dem Titel «Versuch über die gesellige Ordnung» herausgegeben (Schweighauser, Basel 1774). Eine zweite Ausgabe Iselins kam in «Träume eines Menschenfreundes», 1776 heraus. Abgedruckt ist diese sozusagen reine Darstellung von Quesnays Lehre auch in Hans Caspar *Hirzels* Buch «Die Wirtschaft eines philosophischen Bauers», 2. Auflage 1774, Zürich. Zu Iselin, dem einzigen wirklich überzeugten Physiokraten in der Schweiz, s. besonders auch *Ulrich Im Hof*, «Isaak Iselin und die Spätaufklärung» (Bern und München 1967, S. 101–124).

Quesnay betont in seinem *Tableau économique* und in seinen «*Maximes*» die primäre Rolle des Ackerbaus, der gesamten Landwirtschaft und der übrigen damaligen Zweige dessen, was wir heute die Urproduktion oder den primären Sektor der Volkswirtschaft nennen. Er sagt aus, dass es in der Landwirtschaft, vornehmlich im Ackerbau der grossen französischen Pachtbetriebe, einen Nettoüberschuss geben müsse, den «*produit net*», damit die übrigen Zweige der Volkswirtschaft (Gewerbe, verarbeitende Industrie und Handel) richtig zum Zug kommen können, und dass nur so der Staat zu blühen vermöge. Die Zirkulation des «*produit net*» wirkt wieder auf den Bauernstand zurück und wird fortlaufend an die übrigen Stände weitergegeben. «*Les avances de l'Agriculture d'un Royaume doivent être envisagées comme un immeuble qu'il faut conserver précieusement pour la production de l'impôt, du revenu et de la substance de toutes les classes de citoyens*» (Maxime V). Zu diesem Gleichgewicht der Volkswirtschaft haben natürlich der bisher steuerfreie Hofadel samt dem Klerus und dem Beamtenbürgertum, die Industrie und die heute sogenannten Dienstleistungsberufe ihren Obolus zu entrichten. Quesnay nennt all diese Stände mit einem etwas unglücklichen Ausdruck die «*classe stérile*».

Er plädiert also für den Ausgang alles Volkseinkommens, des «*Sozialproduktes*», von der Urproduktion, damals besonders der Landwirtschaft, und innerhalb ihrer des Ackerbaues. Er bleibt aber weit entfernt von der romantischen Verklärung des Bauernstandes, wie sie durch Rousseau herbeigeführt wurde und etwa zu den Schäferspielen von Trianon führte. Quesnays Grundsatz, dass «*alle Arbeit und alle technischen Erfindungen nur in Verbindung mit der immanenten Produktivkraft der Natur mehr hervorbringen können, als zu ihrem Unterhalt oder zu ihrer Herstellung verbraucht wird*», hat heute, und heute wieder besonders, seine Gültigkeit. Ebenso aktuell tönt sein Ruf, dass «*niedrige Lebenshaltungskosten ein Kennzeichen armer Länder sind*» und dass letztlich «*Grund und Boden die Immobilien der Volkswirtschaft sind und sich nicht wie die flüssigen Kapitalien des Handels und der Gewerbe den Spielregeln der Tausch- und Geldwirtschaft unterwerfen lassen*».

Meadows «*Grenzen des Wachstums*» tönen wie ein später, freilich sehr dringlicher Nachhall zu dieser These Quesnays; fortwährende Geldschöpfung hilft nicht über die Tatsache hinweg, dass die Schätze der Erde nicht unerschöpflich sind, und gerade die westlichen Industriestaaten zappeln im Augenblick um das Problem herum, wie ein

einzigster Faden der Urproduktion, das Öl, die tragende Kraft der heutigen Konjunktur und damit der Wohlfahrtsgesellschaft bei seinem Ausfallen oder seiner Reduktion in Frage stellt und wie dem abgeholfen werden kann. Ebenso führen erst heute, beim Überwuchern der Industrie in alle Landschaftszonen hinaus, die Fragen des Bodenrechts und des Umweltschutzes zum bösen Erwachen nicht nur bei den Regierungen, sondern auch im Volk.

Darf man in diesem Zusammenhang an einige Äusserungen *Hans Caspar Hirzels* erinnern, die zwar nur den ursprünglichsten Zweig der Urproduktion, die Landwirtschaft, betreffen? Er schreibt 1774 an den Grafen von Hohenwart in Linz einen Brief über den Feldbau und die Hauptursachen, die diesem Schaden bringen, nämlich eine falsch verstandene Industrie, der Unterhalt zu grosser Heere und ein übertriebener Luxus: «Es sollte zum Grundsatz dienen, dass Fabriken und Feldbau immer voneinander getrennt bleiben. Alle Arbeiter sollten demnach in die Städte eingeschlossen sein, und der Landesherr sollte sorgfältig verhüten, dass sie sich jemals in die Dörfer ausbreiten. Sie sind giftige Pflanzen, die den Feldbau verderben, und keine Gesetze können hinreichen, den Missbräuchen bei ihrer Verbindung vorzubauen. Der Geldzufluss, der die Fabriken in ihrem Flor begleitet, verblendet den Richter und Gesetzgeber nicht weniger als den Bauer. Fabriken sollen also den Einwohnern der Städte Nahrung geben und solche bevölkern, und die *Dörfer sollen ganz dem Feldbau geweiht bleiben*² ».

Damit sind wir denn auch bei der Wirkung von Quesnays Physiokratie auf die Schweiz. Herbert Lüthy widmet dieser Wirkung einige nicht gerade schmeichelhafte Sätze: «Bei den Schweizer Ökonomen, besonders bei der Ökonomischen Gesellschaft in Bern und bei dem zu europäischer Berühmtheit gelangten Mustergut des Zürcher «philosophischen Bauern» Kleinjogg, ist von Quesnays Doktrin fast nur noch ein paternalistischer Eifer der Gnädigen Herren für die Hebung der Landwirtschaft und die Verbesserung der Anbaumethoden übriggeblieben. Es ist völlig irrig, Quesnay einen irgendwie erheblichen Einfluss auf die «landwirtschaftliche Bewegung» zuzuschreiben, die im 18. Jahrhundert – von England, nicht von Versailles aus! – durch ganz Europa ging und die, von keiner Theorie inspiriert, durchaus praktische Ziele verfolgte: Verbesserung der

² H. C. Hirzel, «Die Wirtschaft eines philosophischen Bauers», Zürich 1774, 2. Ausgabe.

Böden, der Anbaumethoden, des Saatgutes und des Zuchtviehs, Fruchtwechsel, Düngung, Stallfütterung, Einführung von Maschinen usw., und die es dabei sorgfältig vermied, an Grundfragen der Sozial- und Wirtschaftspolitik zu rühren.»

Nun, das stimmt *grosso modo*. Sogar die berühmte «Helvetische Gesellschaft», von den prominenten geistigen Häuptern der damaligen 13örtigen Eidgenossenschaft gegründet, bleibt bei der aristokratisch-patriarchalischen Gestaltung des Ancien Régime und ihrer Sozialordnung stehen. Aber, dies muss auch gesagt sein: Quesnay wird nicht nur gelesen, sondern auch richtig studiert, und Hirzel bringt in der zweiten Auflage seines Kleinjoggbuches 1774 auch die Abhandlung *Iselins* über die «Gesellige Ordnung» zum Abdruck. Dieser Traktat bedeutet nichts anderes als die reine Darstellung der physiokratischen Lehre und bringt dem einigermaßen historisch interessierten Leser auch heute noch Gewinn. Hirzel selber gedenkt in späteren Aufsätzen über die Landwirtschaft Quesnays nicht nur höchst ehrenvoll, sondern er ist es auch, der im Jahr 1781 einen Physiokraten zu Kleinjogg auf den Katzenrütihof schickt. Es gehört zu den Eigentümlichkeiten der Physiokraten, dass wenigstens die echten unter ihnen, nicht nur die grosse Vision des Meisters vertreten, sondern auch genaue Ertragsberechnungen dort anstellen, wo man ihnen geneigt ist. Das ist der Fall etwa bei König Gustav III. von Schweden, dem Grossherzog der Toscana und dem Markgrafen von Baden.

In des letzteren Dienst steht nun eben der Mann, der zu Kleinjogg kommt, nachdem er vorher das Gut eines Berner Bauern, wohl dasjenige Uli Eggimanns, eines Verehrers Kleinjoggs, «vermessen» hat. Monsieur *de Butré*, «des Sociétés d'Agriculture de Paris, d'Orléans et de Tours», weilt mehrere Tage auf dem Katzenrütihof, denn seine Aufnahmen von Umfang und Art der Felder, des Viehes, des gesamten Personalbestandes, der Betriebskosten und des Ertrages erfordern viel Zeit. Nicht nur muss er ausgiebig mit Kleinjogg selber und mit Hirzel gesprochen, sondern er wird auch die Kornkammer in Zürich zu Rate gezogen haben. Ob er in Zürich wohnt und jeweilen auf die Katzenrüti hinaus marschiert oder reitet oder ob er ganz auf dem Hof weilt, entzieht sich der Nachforschung. Jedenfalls macht seine Ertragsberechnung, wie vor allem sein Gesamturteil, auf seinen Auftraggeber, den Markgrafen von Baden, einen starken Eindruck, denn zwei Jahre später erscheint der Markgraf aus Karlsruhe persönlich mit seiner ganzen Familie auf dem Katzenrütihof und bleibt dort

einen ganzen Tag. Hirzel selber begibt sich einige Tage später auf die Katzenrüti und prüft die Berechnungen de Butrés nach, wobei er nicht ganz genau zum gleichen Ergebnis kommt.

Sicher bedeutet die ganze Begebenheit, dass es zu Vergleichen, ja zu Auseinandersetzungen zwischen Agrariern und Physiokraten auch in der Schweiz und speziell in Zürich und Bern gekommen ist und dass beide Seiten voneinander gelernt haben. Auch Isaak Iselin in Basel stellt ja 1776 und 1778 in seinen «Ephemeriden» Vergleiche z.B. darüber an, wie Kleinjoggs Bewirtschaftung nach physiokratischen Grundsätzen aussehen müsste, wobei ihm allerdings grobe Fehler unterlaufen.

Heinrich Pestalozzi, einer der überragendsten Schweizer im 18. und im beginnenden 19. Jahrhundert, hat zweifellos die physiokratische Lehre studiert. Schon Iselins «Versuch über die gesellige Ordnung» (1772) muss ihm bekannt gewesen sein, und in den «Ephemeriden», Iselins Zeitschrift mit stark physiokratischem Einschlag, veröffentlicht er ja selbst Artikel. Vor allem aber ist Pestalozzi persönlich mit Iselin befreundet, und während dieser Freundschaft muss auch die von Iselin so sehr geschätzte physiokratische Lehre zur Sprache gekommen sein. Mit dem physiokratisch eingestellten Grossherzog von Toscana steht Pestalozzi eine Zeitlang in engem brieflichem Kontakt, ebenso mit dem österreichischen Finanzminister Graf Karl von Zinzendorf. Dieser schätzt die volkserzieherischen Schriften Pestalozzis und propagiert in den Ephemeriden physiokratische Ideen; er kennt übrigens auch Kleinjogg persönlich aus einem Besuch in der Naturforschenden Gesellschaft Zürichs und äussert sich ausführlich über ihn in erstauntem, positivem Sinn («Zürcher Taschenbuch» 1939, «Staat und Wirtschaft Zürichs im Urteil des Grafen Karl von Zinzendorf»).

In der Schrift «Memorial über das französische Prohibitions Arrêt vom 10. Juli 1785» lehnt sich Pestalozzi offensichtlich an Quesnays Lehre vom freien Handel an, ebenso schimmern physiokratische Ideen in seinem Werk «Gesetzgebung und Kindermord» durch (vgl. Anmerkung 3 zu Leonhard Friedrichs Buch «Eigentum und Erziehung bei Pestalozzi»), und bis in die Revolutionsschriften Pestalozzis gibt es Anklänge an den Physiokratismus.

Der *Marquis de Mirabeau*, Vater des Volkstribunen aus der Revolutionszeit, enger Mitarbeiter de Quesnays, kann sich nicht genug über Hirzels Schrift in der französischen Übersetzung durch den Basler Offizier Rudolf Frey freuen. Er, der die Theorien Quesnays in seinem

Buch «L'ami des hommes» populär dargestellt und die Praktiken der französischen Steuerpächter aufs schneidendste gegeisselt hat, schreibt an Frey, nachdem ihm dieser seinen «Socrate rustique» gesandt hat: «Ich suchte Bauern, die nach dem Leben und nach der Natur wären, und der ländliche Sokrates übertraf meine Erwartung. Er enthält das Beispiel und die Methode des gesunden und aufgeklärtesten Landbaues, der edelsten Philosophie und der verehrungswürdigsten Frömmigkeit. In allen Absichten ist mein Feld Kleinjogg.»

Dem Studium, dem Kontakt mit den Physiokraten, dem Schwung, mit dem Quesnay für eine starke und wohlhabende Bauernschaft eintritt, können sich also auch die Schweizer nicht entziehen. Auf dem Katzenrütihof muss über physiokratische Ideen diskutiert worden sein, haben Physiokraten Berechnungen angestellt, und eine Affinität der schweizerischen landwirtschaftlichen Praxis von damals zum Physiokratismus lässt sich nicht leugnen. Zweifellos hätte auch Quesnay den Fortschritten im Ackerbau und in den anderen Zweigen der Landwirtschaft der Schweiz zugestimmt, auch wenn seine Vision des gesamten volkswirtschaftlichen Kreislaufes den Schweizern nicht einging, sowenig wie den meisten andern europäischen Staatslenkern.

Der Unterschied zwischen den beiden Auffassungen, oder vielmehr zwischen der «Philosophie» Quesnays und dem Pragmatismus, also der stark praxisbezogenen Haltung der Schweizer, bleibt bestehen. Man denke an die Darstellung *Lüthys* von der Radikalität Quesnays hinsichtlich der Industrialisierung auch in der Landwirtschaft: «Quesnay ist ein begeisterter, rücksichtsloser Propagandist des rationellen, kapitalintensiven, wir würden sagen kapitalistischen Grossbetriebes, der mit einem Minimum an menschlichen Arbeitskräften unter Ausnützung aller arbeitssparenden Techniken und Maschinen ein Maximum an Ertrag abwirft. Die überzählige Agrarbevölkerung, dieses Merkmal stagnierender Länder, ist für ihn der Krebsfrass am Nationalreichtum; erst eine menschenarme und kapitalstarke Landwirtschaft bringt Überschüsse, dank denen sich die städtischen Wirtschaftszweige entfalten und der überzähligen Landbevölkerung nützlichere Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten schaffen können.»

Gerade so etwas liegt, im Unterschied zu den grossen Pachten in Frankreich, den Schweizern nicht; sie haben es, besonders in der Ostschweiz, mit stark *zerstückelten*, durch Erbteilung erst recht zusammengeschrunpften Feldstücken zu tun. Aber auch die Berner Gutsherren

und Bauern rechnen mit eher mittleren Betrieben³, so wenig sie sich dem Studium der Physiokratie verschliessen. Man sehe dazu etwa eine Äusserung wie die des landwirtschaftlich so sehr bewanderten *Niklaus Emanuel Tschanner* über die Physiokraten: «Sie waren grösstenteils Menschenfreunde, aber weniger Patrioten; mehr Welt- als Staatsbürger, fast alle Enthusiasten. Sie wollten andere Menschen, neue Welten, ohne Rücksicht auf unsere Zeiten und Einrichtungen; ihre Ideen, Sätze, immer allgemein, gaben keiner als einer allgemeinen Veränderung Platz. Mit diesen Herren habe ich es oft versucht, aber es war schwer mit ihnen zurecht zu kommen, indem sie selten standhielten und zur stillen Untersuchung, Erörterung, Zergliederung und Prüfung ihres Systems weder aufgelegt noch geneigt waren. Der Erfahrung wollten sie gar kein Gehör geben, und hatten auch keine für sich⁴.»

Und die Industrialisierung, die «Gesundschrimpung» der landwirtschaftlichen Betriebe? Es gibt noch mehr Zeugen zugunsten der Urproduktion als Hirzel und Iselin. So meditiert etwa Pfarrer *Hans Rudolf Schinz* aus Zürich, als er mit jungen Leuten im Sommer 1773 eine zweimonatige Schweizer Reise zu Fuss unternimmt, kurz nach dem Verlassen der Stadt Zürich und beim Vorbeischreiten an den fruchtbaren Äckern um Altstetten herum: «Wer noch nicht überzeugt ist, dass die Fabriken dem Feldbau nachteilig sind, wenn sie das Landvolk zu sehr in Anspruch nehmen, der gehe vom Hard nach Altstetten und betrachte die vorzüglichen fruchtbaren Kornäcker, wie sie von den Einwohnern vernachlässigt werden. Das Brot, das der Landmann im Schweisse seines Angesichts aus dem Boden ziehen könnte, wird um des Geldes willen, das er täglich als Tagelöhner des gebieterischen Städters zu gewinnen trachtet, vernachlässigt. Die Saaten sind verlassen, das Korn ist mager, die Äcker blicken traurig den Scharen nach, die alltäglich an ihnen vorbeiziehen, hinweg aus der freien Luft zu den finsternen Seidenmühlen und den Handelshäusern der Stadt⁵.»

³ S. dazu auch die Ausführungen von Alexandra Kraus, «Die Einflüsse der physiokratischen Bewegung in der Schweiz», Diss. 1928, E. Honegger, «Ideengeschichte der bernischen Nationalökonomie im 18. Jahrhundert», Bern 1923, und neuerdings das Buch «Eigentum und Erziehung bei Pestalozzi» von Leonhard Friedrich (Bern 1972).

⁴ Zitiert bei Georg C. L. Schmidt, «Der Schweizer Bauer im Zeitalter des Frühkapitalismus», Bern 1932, II. Band, Anmerkung 501, S. 215.

⁵ Original in der Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich unter dem Titel «Die vergnügte Schweizerreise» (Ms. Car. 134–164), teilweise gedruckt im Thomasverlag, Zürich.

Die damaligen Verhältnisse in der städtischen Industrie sind allerdings nicht dazu angetan, die Gesundheit zu fördern oder auch nur zu erhalten, und sie werden es auch im 19. Jahrhundert und zum Teil bis weit ins 20. hinein nicht sein.

Den Schweizer Volkswirtschaftlern zur Zeit Kleinjoggs geht es nicht um eine menschenarme und kapitalstarke Bauernschaft wie Quesnay, sondern um einen zahlreichen und gesunden Bauernstand, der auch für den Waffendienst genügend Leute stellen kann, wenn es die Not des Landes erheischt, und natürlich soll auch der Bauer recht gestellt sein, statt von Grundlasten und Hypothekarzinsen erdrückt zu werden. Kleinjogg passt Hirzel, unter vielem anderen, besonders ins Konzept, weil er mit kräftigem, aber einfachem Essen, mit viel Gemüse und wenig Fleisch, mit Roggenbrot statt Weizenbrot, mit Kartoffelgerichten und Quellwasser beim Mittagessen auskommt. Er schildert das Essen in der Katzenrüti anlässlich seines Besuches im Jahr 1777 mit folgende Worten: Die beiden Söhne mit ihren Familien, zwei noch unverheiratete Töchter und das Gesinde sitzen zu Mittag frohgemut bei zwei Schüsseln Gerstenbrei mit gekochten dünnen Birnenschnitzen, bei Roggenbrot und frischem Quellwasser. Für Hirzel selbst und Kleinjogg, die nach dem Gang über die Felder an den Tisch kommen, hat die Frau Kleinjoggs ein «Stück gediegenen Fleisches (Gesottenes), gekochte Apfelschnitze und Kuchen mit auf dem Gut gewachsenem Wein» bereitgestellt.

Die Kinder sollen bei Kindstaufen, Geburtstagen und beim Jahreswechsel nicht beschenkt werden, und er gibt dafür gute Gründe an. Er hält sie auch von Festlichkeiten wie Kirmess (Kilbi) und den Trünken nach der Kommunikation (das Abendmahl nehmen anstelle der heutigen Konfirmation) zurück und feiert weder den Beschluss der Heuernte noch den der Kornlese in besonderer Weise.

Die Selbstversorgung spielt noch eine entscheidende Rolle, sogar die Kleider werden selbst gesponnen und gewoben, und Kleinjogg schafft eigens einen Webstuhl an, damit in Wermatswil die älteste Tochter auch dieses Handwerk erlernt – was immerhin eine Konzession an die Anfänge der Industrie bedeutet. Zur Erzeugung eines «produit net» und zu dessen Zirkulation in der Volkswirtschaft taugt allerdings diese Selbstbescheidung nicht viel, obschon eine gewisse Marktwirtschaft mit dem Verkauf von Mastochsen und Getreide (an vielen Orten sogar über die Landesgrenzen hinaus) auch Kleinjogg einen rechten Wohlstand verschafft.

Zur Industrialisierung lässt Hirzel seinen Schützling sagen: «Hingegen macht er sich aus der Arbeit in den Fabriken nicht viel; er meint, diese allzu bequeme Arbeit nehme die Lust zur Feldarbeit, schwäche den Leib, und so verliere der Feldbau nach und nach seine Arbeiter und müsse endlich in völligen Verfall kommen. Er sieht aber doch», fährt Hirzel fort, «die Fabriken als einen grossen Segen an, wenn man ihn recht gebraucht; sie ernähren viele Menschen, die entweder keine Güter besitzen, deren Anbau ihnen genügsame Nahrung verschaffen könnte, oder die zu der Feldarbeit aus natürlichem Unvermögen oder wegen Krankheit untüchtig sind⁶.»

Fazit: Die Physiokraten wie die Vertreter des Agrarstaates *sehen in der Landwirtschaft den Primat* aller Volkswirtschaft; die Physiokraten wollen sogar einen reichen Bauernstand, um den «produit net» zu realisieren; die Agrarstaatler begnügen sich mit dem sozial recht gestellten Bauern, der nicht mit den grossen Lasten der Grund- und Hypothekarzinsen bedrückt wird; es gibt übrigens auch bei ihnen reiche Bauern. Quesnay und seine Schule treten für ein Minimum an menschlichen Arbeitskräften, dafür aber für die Ausnützung arbeitssparender Techniken und Maschinen ein; die Agrarstaatler wollen den zahlreichen, starken und dem Feldbau gewachsenen Bauernstand, ohne dem technisch-maschinellen Faktor allzuviel Gewicht beizumessen. Die Physiokraten sind Theoretiker und Systematiker, die ein Volkswirtschaftssystem durchdenken; die Agrarstaatler sind Praktiker und Pragmatiker.

Der Kampf zwischen Agrarstaat und Industriegesellschaft ist schliesslich ganz zugunsten der Industrialisierung entschieden worden. Die «Gesundschumpfung» im Sinne Quesnays *haben* wir, aber der Nährstand gibt nicht einen «produit net» an die Gesellschaft ab, sondern er ist *der* Stand, der vom Staat die grössten Subventionen benötigt, die überhaupt ausgerichtet werden. Wir haben kaum mehr 6% der Gesamtbevölkerung in der Landwirtschaft, und der Bergbauernstand steht in Gefahr, gänzlich der Industrie und den Dienstleistungsbetrieben anheimzufallen. 40–45% der nötigen landwirtschaftlichen Produkte können heute noch selber erzeugt, alles andere muss (in Friedenszeiten) eingeführt werden. Die Technik hat auch, ganz entgegen dem Wunsch Quesnays, sehr spät in der Landwirtschaft eingesetzt, eigentlich so recht erst in der zweiten industriellen Revolution seit dem 2. Weltkrieg; von einem Mähdrescher und von einem

⁶ H. C. Hirzel, «Die Wirtschaft eines Philosophischen Bauers», Zürich 1761.

Ladewagen hätte man sich vor dreissig Jahren noch kaum etwas träumen lassen. Und erst der Kunstdünger, zusammen mit den Kraftfuttermitteln, macht den Intensivbetrieb im Unterschied zur extensiven Landwirtschaft möglich; der durchschnittliche Flächeninhalt von 13 ha, wie er heute für einen Familienbetrieb zur Rendite nötig ist, hätte zu Kleinjoggs Zeit noch fast als Halbbauernbetrieb gegolten.

Die Industrialisierung hat die Welt angenehmer und bequemer gemacht, und wir alle leben von ihr, ja die letzten zwanzig Jahre brachten eine Hochkonjunktur, die in ihren Ausmassen und mit ihren Folgen, der Inflationslawine, der Umweltverschmutzung, der Verknappung der Arbeitskräfte, einen unnatürlichen Zustand darstellt – ganz abgesehen vom Nuklearschrecken, der über uns schwebt, von den Gefahren auch konventioneller Blitzkriege, die nur mit den Mitteln der Technik möglich sind, und, auf dem Gebiet der Landwirtschaft, der allmählichen Chemisierung des Bodens und der Gefahr einer Vergiftung von Mensch und Tier. Nicht die Industrialisierung an sich ist schuld, sondern der Mensch, der nicht Mass halten kann, und an ihm wird sich auch das rächen, was ihm über den Kopf gewachsen ist.

Quesnay könnte wieder aktuell werden, denn die Beschaffung der Rohstoffe, auch im Zusammenhang mit der Misere der Entwicklungsländer, steht schon längst in der Gefahrenzone. Und auch die Zirkulation der Güter funktioniert nicht; Währungskrisen erschüttern den Planeten, und die Unruhe in der gesamten Welt wächst sich bis zu den schaurigsten Terrorakten aus. In der Landwirtschaft aber ist der Bauer zum reinen Agrartechniker geworden; die Maschine drängt sich zwischen Hand und Boden, hebt die liebevolle, eindringliche Verbundenheit von Seele und Erde auf, macht die individuelle, aufspürende Geschicklichkeit überflüssig und nimmt dem Detailgeflecht bäuerlicher Arbeit den Reiz. Palliativmittelchen mit «Brauchtum», Handorgel, Bassgeige und Alphorn helfen da, ausser zur Ergötzung der Touristen, nichts mehr.

Max Weber unterschied noch zwischen Bedarfs- und Erwerbswirtschaft, heute spricht man von Existenzbedarf und Wahlbedarf. Produktiv ist danach nicht mehr nur die Urproduktion, sondern alles, was «wirtschaftliche Werte» schafft, und die Rangstufe in der Hierarchie der «Werte» hängt damit ab von der Seltenheit oder vom Überfluss der «Güter». Einen Wert an sich gibt es nicht mehr – es hängt alles in der Luft, wie in der Lebens- und Weltanschauung überhaupt. Die

Bedürfnisse der Menschen sind in den «Wahlbedarf» hineingewachsen und damit der Begehrlichkeit anheimgefallen.

Rousseau meinte: Tout est bien sortant des mains de l'Auteur, tout dégénère entre les mains de l'homme. *Quesnay* glaubte an die «Natürliche Ordnung». Kleinjogg lebte sie.

b) *Kleinjogg saniert den Katzenrütihof*

Bevor wir auf die eigentliche Bewirtschaftung des Hofes durch Kleinjogg und seine Familie näher eingehen, sollen seine *bisherigen* Verdienste um die *Bauernschaft* des Kantons kurz dargestellt werden. Es scheint mir wichtig, dabei einige Punkte hervorzuheben, die bisher zu wenig berücksichtigt wurden und die nur bei genauem Studium der Protokolle der *Naturforschenden Gesellschaft* in Zürich klar werden. Sie war ja die Trägerin der ersten agronomischen Bemühungen in der Schweiz, indem sie seit 1747 teils selbst, teils durch die ihr angegliederte *Ökonomische Kommission* der Agrikultur ihre unausgesetzte Aufmerksamkeit widmete. Die *Ökonomische Gesellschaft* Bern begann ihr Wirken erst im Jahr 1759.

Für den genauen Verlauf der Beziehungen Kleinjoggs zur *Naturforschenden Gesellschaft* Zürich muss ich auf mein Buch über «Kleinjogg, der Zürcher Bauer» verweisen. Nachdem er durch Hirzel als landwirtschaftlicher Berater der Gesellschaft 1762 zugezogen worden war, brachte er sofort die sogenannten Preisfragen in Fluss, indem er das Thema der überflüssigen Zäune in den Äckern und Wiesen vorschlug. Sofort gingen eine ganze Anzahl von Antworten ein, und ihnen folgten dann die «Anleitungen» der Gesellschaft an die Bauernschaft. Sie brachten eine Reihe von Verbesserungen für den Acker-, Wiesen- und Rebbau.

Kleinjogg gab sich aber damit nicht zufrieden, sondern bat die Gesellschaft um die Einberufung von Bauern zu Gesprächen persönlich nach Zürich. Diese «*Unterredungen mit Landleuten*» fanden seit 1763 regelmässig im oberen Saal des Zunfthauses zur «Meise» statt, der der *Naturforschenden Gesellschaft* seit 1757 als Versammlungslokal diente. Dabei begrüßte in der Regel und lange Zeit der Seckel- und spätere Bürgermeister Hans Konrad *Heidegger* die aus Ratsherren, Mitgliedern der Gesellschaft und Bauernvertretern bestehende Tagung, und Hirzel hatte die Gesprächsleitung inne. Zuerst wurden allgemeine Themen wie das Problem der überflüssigen Zäune oder das Ausstocken der Wälder behandelt, dann ging man zu regionalen Fragen wie etwa derjenigen des Ackerbaues, der Wiesenpflege, des

Rebbaues, später auch des Obstbaues und der «Senten» über. Schon am Anfang drängte aber Kleinjogg darauf, die Vertreter einzelner Gemeinden zu Wort kommen zu lassen, was sofort verwirklicht wurde und allein bis 1768 schon einen ausgesprochenen Erfolg aufwies. Die Bauern erschienen schon morgens früh oder am vorhergehenden Abend in der Stadt und wurden im Anschluss an die Versammlung bei den einzelnen Herren der Gesellschaft verpflegt. Kleinjogg leitete selber 1773 und 1774 je eines dieser «*Bauerngespräche*». Bald lagen den Unterredungen auch Tabellen zugrunde, die von Hirzel bei eigenen Aufnahmen in den Dörfern angefertigt worden waren und die Haushaltungen, die Bewirtschaftung ihrer Güter und den Viehstand erfassten. Nach den Gesprächen, in denen sich die Theorien der Gesellschaft und die Praxis der Bauern gegenseitig befruchteten, gingen den einzelnen Gemeinden sogenannte «*Reskripte*» zu, d.h. Ratschläge aufgrund der gehaltenen Unterredungen. Im ganzen wurden bis etwa 1785 mehr als 100 Gemeinden durch ihre Vertreter einvernommen, manchmal waren es auch Gesprächspartner aus mehreren Gemeinden zusammen, und aus alldem ergab sich eine erste volkswirtschaftliche Statistik für die Landwirtschaft im Kanton Zürich.

Wichtig an diesen Bauerngesprächen ist vor allem dies, dass eine vorher nicht dagewesene Begegnung zwischen Stadt und Land und durch sie eine erste gründliche *Betriebsberatung* zustande kam. Die Gespräche waren lebhaft, höchst erfreulich, ergiebig und brachten auch die Bauern unter sich in Berührung.

Wann irgend Kleinjogg in den Versammlungen der Naturforschenden Gesellschaft weilte, trat er unentwegt für die Aufhebung des damals fast uneingeschränkten Weidgangs auf, sowohl in den Gemeindegütern als auch in den Stoppelfeldern, Brachäckern und im Wald. Da oft die Riede und Weiden mehreren Gemeinden zusammen gehörten, musste entweder, manchmal nach langwierigen Verhandlungen und Streitigkeiten, eine Vereinbarung für die gemeinsame Nutzung *ohne* Weidgang getroffen oder die Weiden mussten den einzelnen Dörfern zugeteilt werden, damit man die Abschaffung des Weidgangs durchsetzen konnte. Das alles geschah wiederum im Interesse der gesamten Bauernschaft und erforderte Verhandlungen oft über Jahre hinaus. Zudem musste zuerst die Bedeutung der *Stallfütterung* für die Beschaffung des rechten Düngers eingesehen werden, und Kleinjogg ging hier mit der ihm eigenen Beharrlichkeit voran. Er brachte nicht nur Vorschläge für die Einrichtung der Ställe und die Herbeischaffung des verschiedensten Düngermaterials zur Sprache,

sondern er präparierte selbst den Dünger und Kompost, den Mist und die Gülle aufs sorgfältigste und legte auch auf minutiöse Weise Entwässerungsanlagen für Wiesen und Äcker in den eigenen Feldern an. Nur wiederholt werden kann hier auch die Tatsache, dass er in Wermatswil die Kartoffelpflanzung einführte, lange bevor sie in der Hungersnot von 1771/72 so recht zur Geltung kam. Er konnte damit einen grossen Teil des Brotgetreides in der eigenen Familie sparen und den Erlös davon für die Abtragung der Schulden und zur Äufnung des eigenen Gutes verwenden.

1769 nun fängt er die Arbeit auf dem *Katzenrütihof* an. Er bringt die eigene Familie mit und lässt den Bruder Felix das Stammgut in Wermatswil weiter bewirtschaften. Da ihn die Obrigkeit in Zürich zur Sanierung berufen hat, steht ihm sofort ein grosses Vertrauenskapital zur Verfügung. Zudem ist der Hof, im Unterschied zu Wermatswil, ein in sich geschlossenes Gut und hat nicht die weit zerstreuten Felder und Wiesen mit langen Anfahrwegen, wie sie um die Haufen- und Strassendörfer noch lange Zeit üblich und unvermeidlich geblieben sind. Auch ist der Weg nach Zürich zur Naturforschenden Gesellschaft, zu den Bekannten und auf die Märkte um mehr als die Hälfte kürzer, und Hirzel selber braucht für die vielen Besuche, die er auf die Katzenrütli bringt oder schickt, weniger Zeit – es ist nur ein längerer Spaziergang oder eine dreivierteil Reitstunde von Zürich dorthin.

«Zwar», sagt Hirzel⁷, «waren alle Güter verdorben. Die Wiesen gaben wenig und schlechtes Gras, sie lagen im Wasser erstickt, das bei einer vernünftigen Leitung sie hätte fruchtbar machen können; der trockenere Teil derselben war ausgemergelt, weil er wenig oder gar nichts an Dünger erhalten hatte. Die Äcker waren mager und an vielen Orten sumpfig, die Weinreben verwildert. Alle Hecken hatten sich stark ausgebreitet und den besseren Teil der Güter unnütz gemacht... Man suchte sich durch eine Weinschenke zu helfen; hierbei vermehrte sich der Hang zu einem liederlichen Leben. Man geriet in Geldschulden und musste endlich das Gut verlassen.»

So hat also Kleinjogg eine ebenso grosse Arbeit vor sich, wie er sie als junger Mann in Wermatswil antrat. Das Gut umfasst, laut dem Lehenbrief von 1769, 137 Jucharten Ackerland, 43 Mannwerk Wiesland, 2 Jucharten Reben, 11 Jucharten Wald, 1 Hanfpünt und 2½

⁷ H. C. Hirzel, «Die Wirtschaft eines philosophischen Bauers», 2. Ausgabe 1774, «Brief an Herrn Hauptmann Frey in Basel, den 1. August 1763».

Mannwerk Kraut- und Baumgarten, insgesamt also 196½ Jucharten, was eine Vermehrung gegenüber 1565 um 40 Jucharten ausmacht. Hirzel gibt dann 1774 in einem Brief an den Übersetzer seines Kleinjoggbuches⁸ die Grösse des Hofes mit 231 Jucharten an. Kleinjoggs Familie umfasst zunächst die beiden Eltern mit 5 Söhnen und Töchtern; die älteste Tochter Margreth zählt 26, die zweite, Anna, 22 Jahre, der ältere Sohn Caspar 19, der jüngere, Hans Heinrich, 18 und die jüngste Tochter Kli Anna 16 Jahre. Das ist immerhin ein währschaftes Team, aber es müssen doch schon bald weitere Hilfskräfte zugezogen werden. Der erste angestellte «Praktikant», ein an sich tüchtiger Mann, heiratet bald die älteste Tochter Margreth, bringt aber Unfrieden ins Haus durch sein mit Kleinjoggs Lebensweise nicht zufriedenes Wesen und muss mit seiner Familie 1776 den Katzenrütihof verlassen.

Nach dem Rümlanger Haushaltrodel von 1773 halten sich im Katzenrütihof 15 Personen auf. Kleinjoggs Frau ist 1771 im Alter von 55 Jahren gestorben, ebenso der jüngste Bruder Kleinjoggs, Heinrich, der, aus fremden Diensten heimgekehrt, noch seinen Lebensabend in der Katzenrütli verbringen durfte. Die Familie der ältesten Tochter umfasst neben den Eltern drei Kinder, dann sind da die beiden Söhne, die zwei jüngeren Töchter und die Mutter des Schwiegersohnes, Barbara Hug-Rathgeb, vier Knechte im Alter von 17–20 Jahren und natürlich Kleinjogg selber. Er macht sich 1775 nochmals auf Freiersfüsse, um der Haushaltung eine neue Vorsteherin zu geben. Diese Geschichte ist von einem unbekannten Beobachter auf einem unscheinbaren Blatt festgehalten, das im Staatsarchiv liegt⁹ und anschaulich schildert, wie unsentimental es damals in solchen Dingen zuging. Der ältere Sohn Kleinjoggs, Caspar, heiratet dann eine Tochter seiner Stiefmutter, und sein Vater kann noch 10 Jahre schönsten Familienfrieden und das fortwährende Gedeihen des Hofes erleben. Noch vor seinem Tod vermählen sich allerdings die beiden jüngeren Töchter nach auswärts, und so erfüllt sich der Wunsch Kleinjoggs nicht, die Sippe beisammen zu behalten, aber er findet sich damit ab.

Mit den beiden eigenen Söhnchen aus zweiter Ehe, Jacob und Leonhard, und mit den Enkeln isst er bald am eigenen Tisch, lehrt

⁸ H. C. Hirzel, «An Herrn Hauptmann Frey in Basel, den 22. Julius 1774», in der obigen Auflage des philosophischen Bauers.

⁹ Staatsarchiv Zürich, B IX 252.

sie auf den Knien die Tonleiter und leichte Weisen singen, macht sie früh mit den ersten Begriffen der Feldarbeit vertraut und bringt sie in freundliche Berührung mit den Tieren des Hofes. Dabei nehmen ihm Söhne und Töchter zusammen mit dem Gesinde in den letzten Jahren die schwerere Arbeit ab, und er kann sich, obschon immer der erste am Morgen und der letzte am Abend, den Besuchen in der Stadt, den Sitzungen der Naturforschenden Gesellschaft, den Bauerngesprächen und den Besuchern des Hofes widmen: Goethe kommt zweimal und schreibt 26jährig über den 59jährigen das schöne und wohl massgebende Wort: «Ich ging ohne Ideen von ihm hin und kehrte reich und zufrieden zurück. Ich habe kein aus den Wolken abgesenktes Ideal angetroffen, Gott sei Dank, aber eines der herrlichsten Geschöpfe, wie sie diese Erde hervorbringt, aus der auch wir entsprossen sind.» Der Burggraf von Dohna war schon vorher mit seiner Familie bei Kleinjogg gewesen, es kommen der Fürst Leopold von Dessau, der Markgraf von Baden mit der ganzen Familie, der angesehene Senator Angelo Quirini aus Venedig, der sogar ein Relief von Kleinjogg in dessen Sandgrube anfertigen lässt, und viele andere mehr und weniger Prominente, u.a. auch der Übersetzer von Hirzels Kleinjoggbuch, der Basler Oberstleutnant Rudolf Frey, der den Ruhm des Bauern in alle Welt hinaus trug, sodann Gelehrte aus der Schweiz und aus Deutschland, denen allen nicht nur die Landwirtschaft auf dem Hof, sondern auch der *Mensch* Kleinjogg Freude macht. Professor *Björnsthål* aus Upsala, ein Physiokrat wie Monsieur de Butré, besucht zusammen mit Hirzel im Jahr 1773 Kleinjogg auf der Katzenrüti und schreibt in seinem Bericht: «Ich verliess diesen trefflichen und fleissigen Landmann, von seinem ehrlichen und unschuldigen Wesen ganz bezaubert.»

Immer noch ist es der *Ackerbau*, der im Mittelpunkt der Bemühungen Kleinjoggs steht, aber schon in den ersten zwei Jahren pflanzt er auch 300 neue Obstbäume. Sein Fundament bleibt der Wiesenbau, und Kleinjogg zweigt sowohl aus der Brache als auch von den andern Äckern laufend Land für neue Wiesen ab. An Futterkräutern baut er vor allem Klee und Esparsette an und gebraucht zu der Düngung den in Mode gekommenen Gips. Ausser Mist und Gülle findet er aber eine neue Quelle zur Äufnung des Ackerbaus. Von einem Rümmlanger Bauern hat er oben am Wald eine Grube gemietet, aus welcher er einen glimmerigen *Sand* auf den Löliacker verführt und damit einen erstaunlichen Ertrag erzielt. Erdmischung ist immer eines seiner Prinzipien gewesen, aber jetzt kann er über den Spott der Anstösser

triumphieren. 1776 z.B. bringt er während des Winters nicht weniger als 600 Fuhren dieses Sandes auf die obersten 25 Jucharten des Löliackers («ein Fuder, soviel 4 Pferde ziehen konnten»). Den Sand breitet er vor dem Brachackern über das Feld, ackert ihn unter und vermischt ihn mittels der zwei folgenden Feldarbeiten mit dem natürlichen Grund. Hirzel bemerkt dazu: «Nicht nur stand die Saat dicht, fett und stark, sondern sie war auch von Unkraut ganz rein, worin sie die Saat in dem mit Viehdung gebesserten Feld weit übertraf. Unter den Füßen bemerkte man auch sehr leicht, wie mürbe der Boden durch dieses Mittel geworden war. Es hat also der Sand eine dreifache Kraft: Er macht den Boden mürbe, gibt ihm mehr Fruchtbarkeit und reinigt von Unkraut¹⁰.»

Heute ist eine solche Praktik längst überholt durch die Anwendung von Kunstdünger; die mühseligen Fuhren sind ersetzt durch den Traktor. Aber wie wirkt sich die Chemisierung des Bodens auf die Länge für die Gesundheit des Viehes und damit des Menschen aus, wenn aus den Feldstücken auf diese Weise immer mehr herausgeholt werden muss? – Der Melioration des Bodens schenkt Kleinjogg fortlaufend seine Aufmerksamkeit. Äcker und Wiesen entwässert er durch sein kunstvolles System unterirdischer Dolen, die Wiesen berieselt er weiter mit Quellwasser, und er kanalisiert sogar den Katzenbach, soweit er durch seine Wiesen führt, derart, dass er seinen Gütern Vorteil bringt und diejenigen der Anstösser nicht schädigt, sondern den letzteren Prozesse erspart. Hirzel schreibt dazu: «Ich beschreibe einen philosophischen Bauer, nicht einen gelehrten Bauer, d.i. einen Bauer, der in allem gesunden Verstand anwendet, aber nicht aus dem Kreis schreitet, den ihm die Vorsehung vorgezeichnet hat¹¹.» Natürlich werden die Wiesen auch gedüngt, mit Gülle und mit trockenem Mist. Hirzel meint zur Anlegung der unterirdischen Bewässerung, es gehe einem der Schauer über den Rücken, wenn man an die Arbeit denke, welche die Anfertigung der massenhaften «Dolen» beanspruche.

Für die Reben findet Kleinjogg im Buchholz, einem Gemischtwald, die Nahrung. Er scharrt mit Besen aus Beinweiden Laub, Moos und dürre Ästchen zu Haufen zusammen, bringt dieses Material mit Walderde vermischt auf die nach Rümlang führende Strasse, auf welcher

¹⁰ H. C. Hirzel, «Ein Feiertag bei neuer Prüfung von Kleinjoggs Philosophie. An Herrn Oberamtmann Mercy zu St. Peter, Schwarzwald, 11. April 1777» in «Neue Prüfung des Philosophischen Bauers...», Zürich 1785.

¹¹ H. C. Hirzel, a.a.Ort

einige Nachbarn und er selbst ihre Frucht zur Mühle bringen. «Bei diesen Fuhren wird das Laub vom Zugvieh zertreten und durchstampft; zugleich fällt von ihm Kot und Harn ab. Am Ende des Jahres schlägt er die halb verfaulte Materie in Haufen und vermischt sie mit Erde, die er aus Gräben gewonnen hat, lässt sie so über den Winter verwittern und erhält einen der besten Dünger für die Reben, den er ohne viel Mühe in dieselben bringen kann¹².»

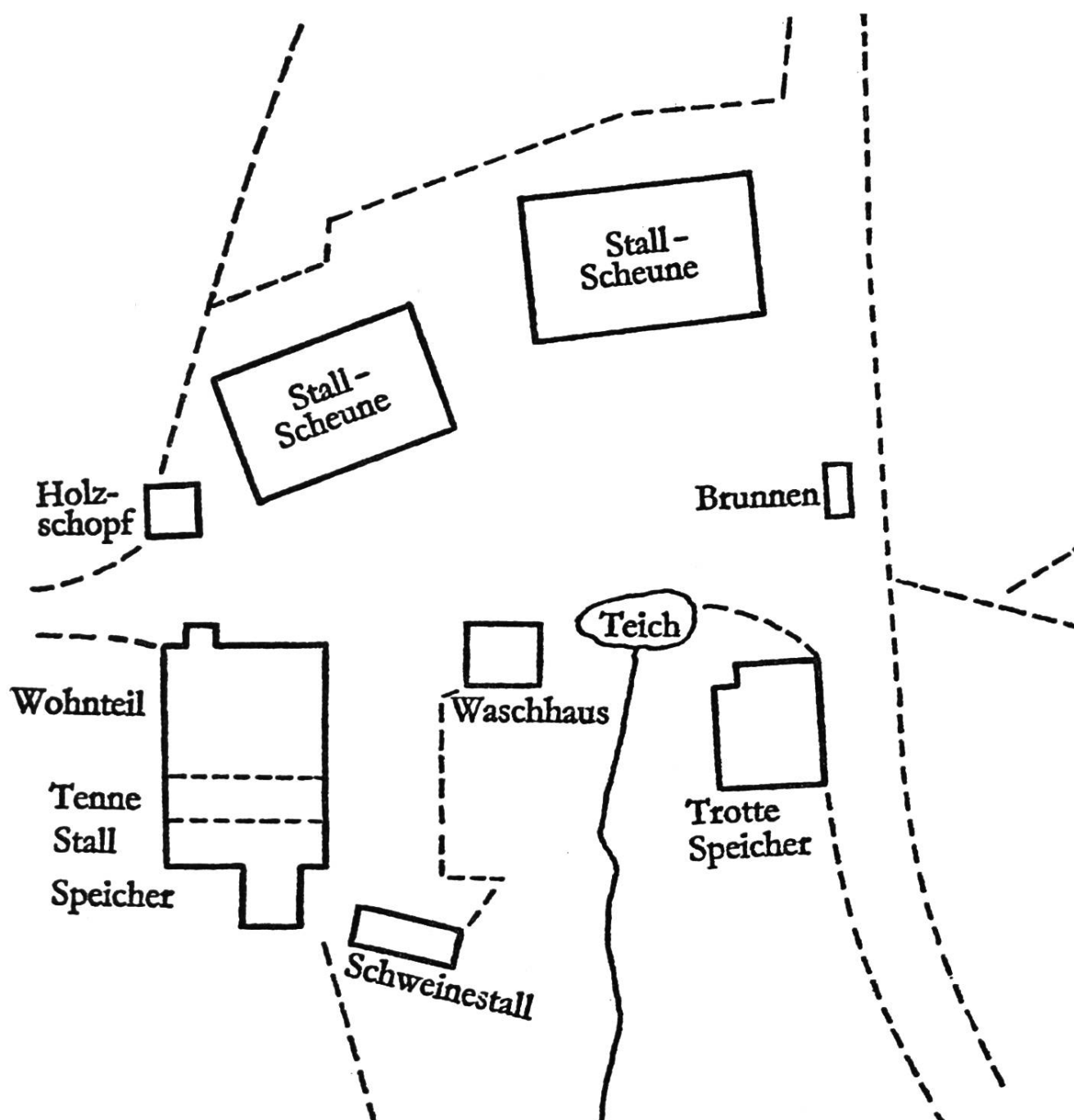
Den Wald pflegt Kleinjogg auf die bewährte, aber nicht unumstrittene Weise. Einige junge Herren aus Zürich, die im Auftrag der Naturforschenden Gesellschaft eine Erkundungsreise ins Unterland machen, beschreiben zuerst den Waldteil, aus dem er seine Düngererde holt und sich beholzt, und kommen dann zum vorjährigen Hau, wo der schönste Anflug (neuer Samen) war..., «er bewies damit, dass seine Behandlungsart dem Aufkeimen des Holzes nicht nur nicht schädlich sei, sondern dessen Anflug befördere. Wirklich wird man kaum einen schöneren und regelmässigeren Anflug in irgendeinem Hau finden.» Das Scheiteln oder Lichten des Holzes wird Kleinjogg auch auf der Katzenrüti weiter betrieben haben. Es besteht darin, dass er die schlechten jungen Bäumchen entfernt und von den guten jeweils die jungen Äste bis nahe an die Krone wegschneidet, was «das Wachstum des Holzes in schöne und gerade Stämme nicht wenig befördert¹³.»

Weiden finden sich hier keine mehr, alles ist Acker, Wiese, Reben und Wald; ein kleiner Teil gehört dem Gemüse im Baumgarten. Den Kartoffeln schenkt Kleinjogg nach wie vor seine Aufmerksamkeit; die Hungerjahre 1771/72 haben ihm recht gegeben, und ihre Bewirtschaftung wird auch von der Naturforschenden Gesellschaft weiter betrieben.

Über die Viehhaltung auf der Katzenrüti wird für jene Zeit nur Rühmenswertes berichtet. Fast alle Besucher wollen auch die Ställe sehen, und häufig trinken sie gerade auch Milch von der Kuh weg. Kleinjogg zieht sein Vieh fast ausschliesslich selbst auf und vermeidet damit das Einschleppen von Seuchen durch fremde Tiere. Hirzel zählt bei seinem Besuch zu Beginn der Bewirtschaftung des Katzenrütihofes durch Kleinjogg 20 Stück Hornvieh und 5 Pferde, 1777 sind es 25 Stück Hornvieh, darunter 9 Stiere, 4 Kühe, 2 Zeitkühe und etliches Jungvieh.

¹² H. C. Hirzel, a. a. Ort

¹³ H. C. Hirzel, «Die Wirtschaft eines philosophischen Bauern», 1761.



Skizze nach dem «Geometrischen Grundriss» von 1815

Zum gesamten Hofhaushalt schreibt Hirzel am 22. Juni 1774 an Hauptmann Frey in Basel: «Zu dem inneren Wohlstand des Hauses gesellt sich auch der äussere. Kleinjoggs Scheunen sind voll; sein Keller ist mit eigengepflanztem Wein angefüllt, seine Ställe sind mit gesundem selbstgezogenem Vieh besetzt; seine Zinsen werden auf den bestimmten Tag bezahlt, und nicht nur kann er seine Haushaltung

wohl durchbringen, alle Jahre kann er Frucht, Wein und Vieh verkaufen und sein Vermögen vermehren¹⁴.»

Das *Wohnhaus* hat wiederum seine besondere Bedeutung. Schon als einziger «Mehrständerbau» seiner Art im Kanton Zürich zieht es die Aufmerksamkeit auf sich. Über das Wesen des Ständerbaues im Unterschied zum Fachwerkbau müssen wir auf das Buch von *Max Gschwend* (Schweizer Bauernhäuser, Bern 1971) verweisen. Das einfache Ständer- oder Hochstudhaus stützt das grosse Walmdach durch die Ständerbalken, welche in die auf dem Boden des Hauses liegenden «Schwellen» eingezapft sind. Durch den obern, sogenannten Kranz oder «Ibund» werden diese senkrechten Ständerbalken zusammengehalten und verbunden. Beim einfachen Hochstudhaus wird das Dach durch sogenannte «Zwischenpfetten» gestützt, die parallel zum Firstbalken verlaufen. Meist ist nur eine Zwischenpfette auf jeder abfallenden Seite des Daches vorhanden, so dass der Dachraum Reihen von je drei Ständern aufweist, welche quer zum Firstbalken verlaufen.

Der repräsentative Dachbau im Kleinjogghaus besitzt jedoch zwei Zwischenpfetten und somit 5 Ständer in einer Querreihe. «Wer einmal auf dem Dachboden dieses alten Hauses gestanden ist und den aufstrebenden Wald der zwanzig Säulen gesehen hat, ist überrascht und fasziniert von diesem Anblick» (Max Gschwend). Dies eben macht das besondere am Kleinjogghaus aus und rechtfertigt es schon allein, dass es unter Schutz gestellt wird. Ähnliche Mehrständerbauten finden sich erst wieder im Westen des Mittellandes.

In einer «Eigentums-Abtretung» des Jahres 1869 von Landwirt und Maurermeister Rudolf Meyer, der 1829 ins Kleinjogghaus zieht, entnehmen wir folgende Einzelheiten:

Zu wissen sei hiemit, dass Rudolf Meier, Maurermeister im Katzenrütihof Rümlang, seinem Sohne Jakob Meier in dort folgende Liegenschaften zu Eigenthum abgetreten hat (...):

Seinen sechsten Theil

von dem ehemaligen Katzenrütihof Rümlang

und zwar

1. Von dem No. 92 bezeichneten *Hause* die *Hälfte*, oder die Wohnung der Scheune nach (also ans Tenn anschliessend); die andere Hälfte gehört dem Johannes Meier.

Diese Hälfte (des Rudolf Meyers) enthält folgende Räumlichkeiten:

Eine Stube

Eine Küche

Einen Hausgang

¹⁴ H. C. Hirzel, «Neue Prüfung des Philosophischen Bauers», 1785.

Hinter der Küche einen Gemüsekeller

Im zweiten Stock vier Kammern und den Gang ob der Küche

Die vordere Hälfte von der ganzen Oberdiele ob dieser und Johannes Meiers Wohnung, der First nach geteilt.

2. Eine an die Wohnung angebaute Scheune und Stallung.
3. Einen an die Scheune angebauten Speicher mit dem Keller darunter und den Wagenschopf hinter demselben.
4. Hofstatt, Garten und Baumgarten vorn, neben und hinten am Haus, ca. andert-halb Vierling gross..., grenzt an den vordern Haustheil und Hofstatt.
5. Zwei steinerne Schweineställe auf der Hofstatt neben dem Hause.
6. Ein mit No. 32 bezeichnetes Waschhaus auf der Hofstatt neben den Schwein-ställen.

Unter weitem «Bestimmungen» steht

1. Der andere Haustheil hat das Recht, mit Getreide in die Scheune dieses Theiles zu fahren, um solches auf die Oberdiele befördern zu können.
2. Um das ganze Haus herum soll für beide Haustheile stets ein Fahrweg offen bleiben.

Es folgen die Bestimmungen über den Erblehenzins des Rudolf bzw. Jacob Meier und der Betrag für die Ablösung des *gesamten* alten Katzenrüthofes vom Erblehen. «Der ganze Erblehenzins kann jedoch nur samthaft mittelst Bezahlung von 48.000 fl. oder 112.00 Fr. Loskaufskapital abgelöst werden.»

Aus all dem Gesagten ergibt sich, dass das Katzenrüthofhaus *zwei* Wohnteile enthält und also ein Doppelwohnhaus unter einem Dach war und noch ist. Ob das schon bei dem «neuwen huss» von 1565 der Fall war oder erst später so wurde, wird schwer auszumachen sein. Jedenfalls wohnt der aus Rümlang gekommene Maurermeister in dem an die Tenne anstossenden, also im mittleren Hausteil, der andere Bauer aber im obern, gegen die heutige Strasse gelegenen. Beide Hausteile haben eigene Eingänge, derjenige des Rudolf Meier liegt gegen die Hofstatt und ist heute noch *der* Eingang. Unter Kleinjogg waren jedenfalls die Trennwände zwischen den beiden Wohnteilen durchbrochen, denn der enge Zusammenhang in seiner Grossfamilie hätte eine völlige Trennung kaum ertragen.

Übrigens steht auch im heutigen Zeitpunkt alles noch so da wie in der Zeit der oben geschilderten «Eigenthumsabtretung», nur eben in dem misslichen Zustand, den man beheben sollte. Auch sind und waren beide Hausteile fast genau gleich eingerichtet: beide haben ihre Stube, ihre Küche und oben je vier Kammern, dazu jede den eigenen Eingang.

Die Felder sind heute in verschiedenen Händen. Zu Kleinjoggs Zeit gibt es noch die Buechwies, die Mettmennmatt, die lange und die kurze Katzenwies, die Erlenwies, die Langmatt und die Büelwiesen;

es gibt noch die Zelg «Unter dem Haus», diejenige «Vor dem Brunnen», die Zelg «An der Halden», damals schon Lölizelg genannt, die Hanfpünt, den Wald und den Baumgarten an den je gleichen Stellen.

Kleinjogg führt den Hof bis zu seinem Tod. Im Pfarrbuch von Rümlang heisst es für das Jahr 1785: «33. Todesfall. Den 2. Octobris *Jakob Gujer*, der berühmte Bauer ab dem Kazereutihof, aetatis 70 Jahr.» Der ältere Sohn Caspar wird Nachfolger Kleinjoggs als Meister während weiteren 38 Jahren bis zu seinem Tod 1823; der zweite Sohn Hans Heinrich erwirbt 1790 den Hof im Bärenbohl, und die beiden Söhne Kleinjoggs aus zweiter Ehe sind schon vor dem Tod Caspars ausgezogen und haben ihrerseits, neben der Familie Hug-Gujer im Lohn bei Endingen, im Gebiet von Regensdorf und Niederhasli eine grosse, heute weit zerstreute Schar von Nachkommen hinterlassen.

III. Die Katzenrüti wird zum Weiler

Im Jahr 1829 wird das Gebiet des Handlehenhofes von 240 Jucharten Flächeninhalt durch die Finanzkommission in vier Erblehenhöfe aufgeteilt. Als Lehenbauern kommen von Rümlang her die vier Bauern

Friedensrichter Eberhart

Emanuel, sein Bruder, beide zusammen mit der Hälfte des Besitzes

Heinrich Geering der jüngere, mit einem Drittel

Rudolf Meyer, zugleich Maurermeister, mit einem Sechstel (der am Schluss des vorigen Abschnittes erwähnte Mann)

Heute haben sich die Besitzverhältnisse verschoben, wie wir sehen werden. Bis die Güter als wirkliches Eigentum an die Lehenbauern übergehen, muss der langwierige Prozess der Grundlastenablösung vollzogen sein (etwa um 1880). Ins Kleinjogghaus ziehen Friedensrichter Eberhart und Maurermeister Meyer, der letztere in den ans Tenn anschliessenden Teil. Emanuel Eberhart baut sich sein Haus frontal dem Kleinjogggebäude gegenüber, der Hofstatt desselben zugewandt, und Heinrich Geering schlägt sein Zelt anstelle einer der Scheuern jenseits der heutigen Strasse auf.

Rudolf Meyers Tochter Regula heiratet den Gemeindepräsidenten von Rümlang Johannes Meier, Inhaber eines Tuch- und Spezerei ladens. Eine Tochter dieses Ehepaares, Luise, vermählt sich mit Johannes Gujer aus dem Bärenbohl. Dieser, ein direkter Nachkomme

von Kleinjoggs zweitem Sohn Hans Heinrich, wird Posthalter und Ladenbesitzer in Rümlang. Damit vereinigt sich das Geschlecht Kleinjoggs mit demjenigen der Meier; ob diese Meier freilich mit denjenigen verwandt sind, welche Kleinjogg 1769 im Auftrag der Obrigkeit ablösen musste, um den Katzenrütihof zu sanieren, konnte ich nicht ausmachen. Eine Tochter Luise des Posthalterehopaars wird dann die Frau des Fabrikanten Bucher in Niederweningen: sie ist letztes Jahr gestorben; die Maschinenfabrik Bucher-Gujer aber blüht weiter.

Rudolf Meyer, der Maurermeister auf dem Katzenrütihof, war bekannt durch seine überaus gewissenhafte Rechnungsführung für das Fraumünsteramt in Zürich. Das Amt hat die Güter des «Kehlhofes» an etwa 26 Rümlanger vergeben, und Meyer überwacht nun den Eingang der Schulden aufs genaueste; die Buchführung selber ist noch bis in alle Details vorhanden. – Ein Enkel Rudolf Meyers wird Pfarrer in Niederweningen und Dällikon; dessen Sohn *Adolf Meyer* wandert in die Vereinigten Staaten aus und wird Psychiatrieprofessor am Johns Hopkins Hospital in Baltimore. Prof. Dr. Manfred Bleuler, der vor einiger Zeit zurückgetretene Direktor der Psychiatrischen Klinik «Burghölzli» in Zürich, hat für eine amerikanische Fachzeitschrift eine Abhandlung «Some aspects of the history of swiss psychiatry» geschrieben und kommt darin auch auf diesen Professor Adolf Meyer zu sprechen. Dessen Urgrossvater sei mit Kleinjoggs Sohn Caspar auf der Katzenrütli eng verbunden gewesen und habe von ihm nicht nur vieles über Kleinjogg gehört, sondern Caspar sei dessen Prinzipien über die Landwirtschaft und Erziehung treu geblieben. Bleuler bringt dann einen eigenen Abschnitt über Kleinjogg und nennt ihn sogar wegen seiner vorbildlichen Lebenshaltung, seiner Erziehungs- und Arbeitsmethoden einen Pionier der modernen psychiatrischen Arbeitstherapie. – Nach dieser Darstellung muss also wohl Rudolf Meyer mit Caspar Gujer schon von Rümlang aus befreundet gewesen sein. Vielleicht hat er darum einen Teil des Katzenrütihofes übernommen und ist ins Kleinjogghaus übersiedelt.

Nicht zu vergessen ist endlich, dass ein direkter Nachfahre von Rudolf Meyer, Emil Meier-Peter, heute noch den Katzenrütihof mit dem Kleinjogghaus innehat, d.h. jenen «Sechstel», den Rudolf Meyer 1829 antrat, und dass sein Sohn ebenfalls Bauer werden will. Damit wäre also das (neue) Geschlecht der Meier wiederum Inhaber des historischen Gutes seit mehr als 150 Jahren.

Ein Meier von Watt heiratet eine Tochter von Friedensrichter Eberhart. Ein Sohn aus dieser Ehe, Johannes Meier aus dem Katzen-

rütihof, wird Gemeindepräsident von Rümlang; er baut sich sein Haus im Jahr 1898 in der Katzenrüti rechts der Strasse (von Watt aus gesehen) und betreut von hier aus die Gemeinde.

Das zweite seit 1829 in der Katzenrüti noch erhaltene Geschlecht, die *Geering*, hat ebenfalls seine Geschichte. Ein Nachkomme Heinrich Geerings, der sich neben den Eberhart und Meyer 1829 im ehemaligen Kleinjogghof ansiedelt, Michael, wird zu einer Art neuem Katzenrütioriginal. Mit dem alten Aargauerpflug zieht er, wie man erzählt, jeweils schon um 2 Uhr morgens auf dem Acker seine Furchen, und mit den Hühnern geht er zu Bett. Er wird Kirchen- und Schulpfleger, Wegbereiter der Gemeinnützigen Bezirksgesellschaft und Schutzherr des ob der Katzenrüti mitten im Wald gelegenen «Michelholzes», das dann zu einem Streitobjekt wegen einer neu zu führenden Strasse von Watt nach Rümlang wird. Arnold Geering-Meier, jetzt mit seiner Frau in Rümlang wohnhaft, fährt noch jeden Morgen vor 6 Uhr zur Familie seines Sohnes in die Katzenrüti hinüber, um melken zu helfen und sonst mitzuarbeiten.

In Rümlang gibt es seit 1599 sogenannte Pfarrbücher, und seit 1634 führt von Zeit zu Zeit der gerade amtierende Pfarrer eine Art Volkszählung durch. Danach leben in dem Dorf im Jahr 1636 schon 644 Seelen, allerdings 85 weniger als 1634 – die Pest scheint ihre Opfer gefordert zu haben. Von Aussensiedlungen sind da nur erwähnt

die Binzmühle (gegen Seebach zu) mit 8 Seelen

die Katzenrüti mit 26 Seelen

das Schärenmoos (gegen Oberglatt) mit 10 Seelen

die Mühle Glattbrugg mit 6 Seelen

die Mühle im Rohr (gegen Kloten) mit 4 Seelen

Von diesen Höfen ist also derjenige in der Katzenrüti der grösste, aber auch er hat in den zwei Jahren fünf Bewohner verloren. Auf dem Hof wohnen drei Haushaltungen mit fünf Erwachsenen, zwei Ehepaaren, einem Witwer, 13 Kindern und vier Dienstboten.

1838 zählt Rümlang noch 595 Einwohner, obschon die Katzenrüti schon 1590 die ersten Zuzüger ins Dorf geschickt hat und immer weitere auch aus dem Bärenbohl und den andern Aussenhöfen nachgefolgt sind. Aber mit zunehmender Industrialisierung geht es dann auch mit der Bevölkerungszahl aufwärts, heute sind es schon zehnmal mehr. Zunächst allerdings reisen schon 1822 manche Rümlanger nach Zürich, um dort ihren Lebensunterhalt als Fabrikarbeiter zu verdienen, wobei man doch meinen sollte, dass der ausgedehnte Landbesitz der Gemeinde sie auf der Scholle halten müsste. Die meisten

dieser Arbeiter sind in der 1805 von Kaspar Escher gegründeten «Neumühle» vor der Niederdorfpforte beschäftigt, der ersten mechanischen Baumwollspinnerei; ihr wird dann bald eine Fabrik für Spinnmaschinen angegliedert, aus der schliesslich die Maschinenfabrik Escher-Wyss entsteht.

Mit der Industrialisierung geht von jetzt an auch die Demokratisierung Hand in Hand einher. Die einzelnen Gemeinden wagen sich mit ihren Anliegen energisch hervor, werden zugleich aber straffer unter die übergeordneten Instanzen der Bezirksräte, Bezirksgerichte, Bezirksschulpflegen und vor allem der neuen kantonalen Behörden gestellt. Seit dem Ustertag 1830 und der neuen Verfassung vom 20. März 1831 sitzen zwei Drittel Männer vom Land und nur noch ein Drittel aus der Stadt im Grossen Rat; die Regeneration hat begonnen, der Rechtsstaat ist geschaffen, und nach 17 Jahren folgt dann auch die Eidgenossenschaft mit ihrem Bundesstaat und ihrer denkwürdigen Bundesverfassung. So hat denn bald auch die Gemeinde Rümlang ihren Nationalrat, den Gemeindepräsidenten und Bezirksgerichtspräsidenten Heinrich Steinemann-Hinnen, Enkel mütterlicherseits von Kleinjogg. Als Knabe konnte ich 1902 der Beerdigung dieses bedeutenden Mannes beiwohnen; sie machte mir mit den vielen Vertretern aus Bund, Kanton und Gemeinde einen nachhaltigen Eindruck, und lebhaft bleiben mir die Ferientage in Erinnerung, die ich bei seinem Sohn, Gemeindepräsident Steinemann, und seiner Frau Anna Geering aus der Katzenrüti verbringen durfte. Sie waren mir Pate und Patin, zugleich die Verkörperung echten Bauerntums in Lebenshaltung, Charakter und Bewirtschaftung. Der Vater von Anna Steinemann-Geering, Jean Geering in der Katzenrüti, war übrigens der Mann, der im Wald oberhalb Katzenrüti beim Fällen einer Tanne Töpferscherben fand. Er zeigte dies Dr. Heierli an, und das führte dann zur Entdeckung einer ganzen römischen Töpferwerkstatt.

Für die Katzenrüti gibt es im 19. Jahrhundert auch Anregung und Aufregung, sie schläft nicht etwa den Dornröschenschlaf. Während aber im Dorf drüben Glattkorrektur, Wasserversorgung, Eisenbahnfragen und Elektrifikation die Gemüter bewegen, geht es für die Aussenhöfe vorläufig um die rechten Strassenverbindungen. Die Bauern von Bärenbohl, Kätsch und Katzenrüti richten z.B. im Jahr 1860 eine Eingabe ans Statthalteramt; sie wollen die Strasse von Rümlang über den Kätsch- und Bärenbohlhof und weiter abwärts bis zum Gemeindebann von Affoltern nicht bloss als Güterweg, sondern als Strasse mit Normalbreite taxiert wissen und erreichen damit wenig-

stens, dass zwar der Weg vom Bärenbohl bis zur Bannngrenze nur als Landfussweg anerkannt wird, dass man aber den Bau eines 12 Fuss breiten Güterweges vom Dorf bis zum Bärenbohl anerkennt und dass die Gemeinde dafür Steine und Kies zu liefern hat.

1870 wird in Rümlang der Beschluss der kantonalen Baudirektion über die Führung der Strasse Watt-Rümlang verlesen. In der Gemeindeversammlung beantragen Kantonsrat Altorfer und Lehrer Fausch folgende mit Mehrheit angenommenen Beschlüsse:

1. Die Strasse (durch die Katzenrüti) ist so wohlfeil als möglich zu bauen.
2. Die Pläne des Kantons laut aufgesteckten Profilen sind der Gemeinde zur Einsicht aufzulegen.
3. Der Michelholzweg ist unter keinen Umständen fallenzulassen, bis die Bedingungen und Versprechungen der Hofbewohner zu Katzenrüti wegen freiwilliger Beiträge klargestellt worden sind, um als Grundlage für weitere Verhandlungen zu dienen.

Man sieht, wie das Selbstbewusstsein der Gemeinden gewachsen ist, jetzt sind *sie* es, die statt der Ober- und Untervögte ihre Macht geltend machen. Rümlang lädt dann in einer Submissionsausschreibung für den Bau eines Stückes der Watt-Katzenrüti-Rümlangstrasse Interessenten zur Absteigerung ins Wirtshaus zur «Krone» ein. – 1885 soll laut Aufforderung der Bezirksräte Zürich und Dielsdorf auch die Strasse zwischen Katzenrüti und Seebach innert sechs Monaten in Angriff genommen werden.

1891 ertönen anlässlich des ersten wirklichen Nationalfeiertages zur 600jährigen Wiederkehr der Gründung der Eidgenossenschaft am 1. August beim Einnachten vom Burghügel Regensberg 22 Kanonenschüsse zur Katzenrüti herüber. Am 9. August wird zwar die Bahnstrecke Dielsdorf-Niederglatt eingeweiht; da aber am 6. Dezember der Ankauf der «Zentralbahn» durch den Bund vom Schweizervolk verworfen wird, tritt Bundesrat Welti zurück, und erstmals zieht ein Katholik in unsere oberste Exekutive ein.

1884 ist nach Beschluss der Gemeinnützigen Gesellschaft des Bezirkes Dielsdorf der lästige Bettel von Haus zu Haus aufgehoben und durch eine Naturalverpflegung ersetzt worden, was den Aussenhöfen vielleicht etwas mehr Mühe bringt, aber weniger Kosten verursacht. Das Sozialprodukt lichtet sich auf, es kommen die ersten Anläufe für eine Altersversicherung. Der Gemeindeförster darf gegen Anrempelung von Waldfrevlern und Landstreichern eine Schusswaffe

tragen. Zum Telefon kommt der Telegraf hinzu, aber es gibt auch schon Einbrüche ins Stationsbüro. Man veranstaltet Samariterkurse, gründet einen Dramatischen Verein und hält in der Katzenrüti ein Reiterfest ab, zugleich aber gelangen die ersten Autoströlenfahrten von Betrunknen aus der Stadt nach Rümlang, wobei die Insassen mit den Fäusten drohen und Beschimpfungen austossen, wenn man sie stellen will. Im Kätschhof gehen 1915 die Hofbewohner mit Mistgabeln und Bohnenstickeln aufeinander los, erhalten je 50 Fr. Busse und müssen 150 Fr. Gerichtskosten zahlen...

Sonst aber macht sich das Dorf samt der Katzenrüti erstaunlich gut; die Schweiz ist nicht in die beiden Weltkriege hineingezogen worden, und die Konjunktur seit 1960 überschüttet auch das einstige Strümpferstrickerdorf mit ihrem Segen. Wer noch, etwa um 1910, das idyllische, fast verschlafene Rümlang mit seiner inzwischen stark gewordenen Landwirtschaft und deren konsequentem Fruchtwechselbau kannte, wird sich nicht wundern, wenn z.B. im Jahr 1915 der Landwirt Johannes Meier in der Katzenrüti als Ehrengeschenk einen Weinkrug mit Silberbeschlag für seine vortreffliche Buchhaltungsführung erhält, welche laufend unter der Kontrolle des Schweizerischen Bauernsekretariates steht. Die Bemühungen des Herrn Laur tragen ihre Früchte.

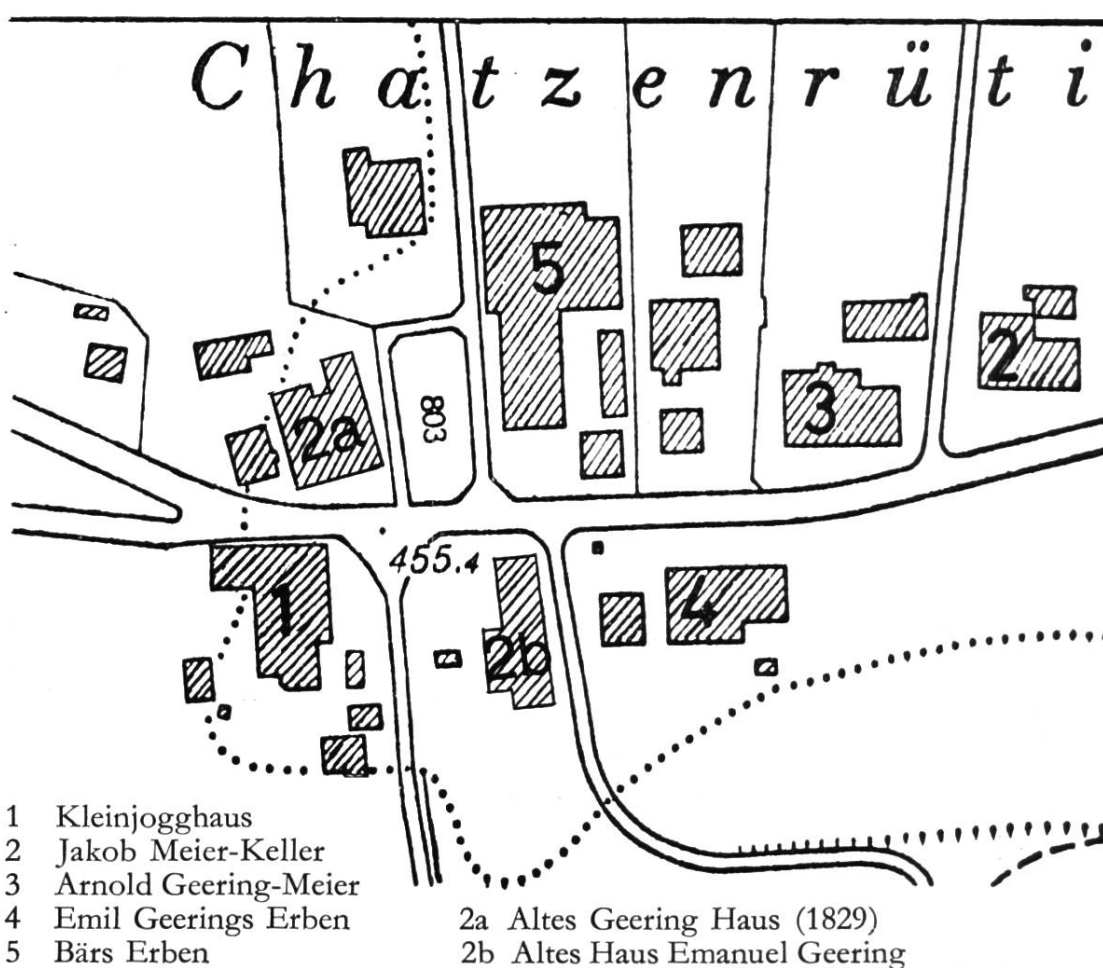
Heute allerdings sieht Rümlang anders aus. Zwar der alte Dorfkern steht noch, blitzblank herausgeputzt mit den zwischen den Ständerbauten verstreuten Riegelbauten. Um das alte Rümlang herum aber hat sich bis weit gegen Seebach zu und steil gegen den Wald hinauf eine «Vorstadt» von Wohnblöcken, Einfamilienhäusern und Villen aufgebaut, und vom Flugplatz Kloten her und zu ihm hin dröhnen und donnern Tag und Nacht die Grossflugzeuge, gegen die sich die Schnellzüge von Zürich nach Bülach-Schaffhausen geradezu harmlos ausnehmen. Die Bevölkerungszahl beträgt im jetzigen Zeitpunkt 5885, diejenige in der Katzenrüti 61. Im Jahr 1910 zählte sie gesamthaft 1091, und auch 1950 waren es noch erst 1744 – der grosse Sprung geschah also in den letzten 20 Jahren, der Zeit der Hochkonjunktur.

Ins Furttal hinüber aber tut sich doch noch eine etwas andere Welt auf. Zwar rasen die Autos auch hier von Watt durch die Katzenrüti nach Seebach und von Rümlang durch den Bärenbohl nach Affoltern; sonst gäbe es von der Katzenrüti zum Bärenbohl noch eine erholsame Landschaft. Sogar die eidgenössische landwirtschaftliche Forschungsanstalt im Reckenholz, zwischen Affoltern und Bärenbohl, liegt friedlich da. Steht man gar oberhalb der Katzenrüti am Waldrand, bei der

ehemaligen Sandgrube Kleinjoggs, und überblickt man das Gelände, so meint man sagen zu dürfen: «Und wie ein Garten ist das Land zu schauen.» Langgezogen erstrecken sich die Felder und Wiesen; die Güterzusammenlegung ist vollzogen, und das Katzenrütigebiet steht unter Schutz. Die alten Flurnamen aus der Zeit der Meyer und Kleinjoggs kennt man noch, braucht sie aber nicht mehr, da es ja keine Zelgen mehr gibt.:

Der einstige Katzenrütihof mit seinen 80 Hektaren ist heute folgendermassen aufgeteilt

- 1) Emil Meier-Peter, Kleinjogghaus, 10 ha, davon 150 a Wald
- 2) Jakob Meier-Keller, 8 ha, davon 150 a Wald
- 3) Arnold Geering und Sohn, 15 ha, davon 3 ha Wald
- 4) Emil Geerings Erben, 10 ha, davon 3 ha Wald
- 5) Emil Bärs Erben, 28 ha, dazu 6 ha Wald
- 6) Otto Weber, 10 ha
- 7) Gebrüder Hürzeler, 3 ha



Alles Kulturland wird im Intensivbau bewirtschaftet, mit der richtigen Dosierung von natürlichem und Kunstdünger. Wiesen und Ackerbau sind nach dem heutigen Verhältnis von Milchwirtschaft, Feldbau und Viehhaltung aufgeteilt. Der Pächter von Emil Bärs Erben hält eine grosse Stallung mit 53 Stück Grossfleckvieh und 8 Schweinen, dazu kommt eine Sennhütte; in diese wird die Milch aller Katzenrütihöfe am Abend und am frühen Morgen gebracht, in einer modernen Anlage kühl gehalten und dann im Tankwagen zur Milchzentrale in Zürich geführt.

Es gehört sich, dass man an dieser Stelle auch der Bauern im *Bärenbohl* gedenkt. Sie sind fast alle direkte Nachfahren des zweiten Sohnes von Kleinjogg, Hans Heinrich. Dieser, als letzter Untervogt von Rümlang vor der Revolution, hatte wie der älteste Sohn und Friedensrichter Caspar in der Katzenrüti, vor und während der Kriegsjahre 1799, auf unliebsame Weise mit dem intriganten Landschreiber Joh. Jakob Wolf in Rümlang zu tun, dessen Umtriebe der durch Österreicher, Russen und Franzosen verwüsteten Gemeinde Rümlang viel zu schaffen machten. Beide Männer hielten sich aber tapfer aus den verschwörerischen Machenschaften des Landschreibers heraus.

Die heutigen Inhaber der Gujerhöfe im Bärenbohl sind Wilhelm Gujer-Wanner und sein Sohn Hans Gujer-Gysin, dann die Witwe Albert Gujer-Wanners, die den ursprünglichen Hof des Untervogts Hans Heinrich Gujer innehat, sodann Heinrich Gujer-Meier und seine Söhne Gujer-Mietk und Walter Gujer. Es erscheint sinnvoll, dass Nachkommen Kleinjoggs mit den Meier vom Katzenrütihof verwandtschaftlich verbunden sind, sogar vielleicht mit denen, die er 1769 im Namen der Obrigkeit auf dem Katzenrütihof abzulösen hatte. – Die Bärenbohlhöfe stehen unter Schutz und Bauverbot wie die Katzenrüti und sind vorzüglich im Stand – hoffentlich bleiben sie noch lange erhalten und intakt! Es kommt auf die Nachkommen an.

Die wichtigsten Masse :

- 1 Jucharte: bei Acker 32,7 a, Reben 29 a, Wald 36,3 a
- 1 Mannwerk Wiesland = 29 a
- 1 Mütt = $\frac{1}{4}$ Malter = 82,8 Liter, ca. 54 kg
- 1 Saum = $1\frac{1}{2}$ Eimer = 165 Liter